Anthr.
68
Y 2

4° Anthr.

687 7/2

Raeby

<36616441420012

<36616441420012

Bayer. Staatsbibliothek

4 Anthr. 687 (2
Herrn Geh. Hofrat Dr Wagner
ergebenst d. V.

DIE

KÖRPERLICHEN EIGENSCHAFTEN

DER JAPANER.

EINE ANTHROPOLOGISCHE STUDIE

VON

Dr ERWIN BAELZ

Professor der klinischen Medicin an der Kais. Japanischen Universitaet Tokio.

II. TEIL.

Separatabdruck aus dem 32. Heft der «Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur-und Voelkerkunde Ostasiens.»

S. S.

YOKOHAMA

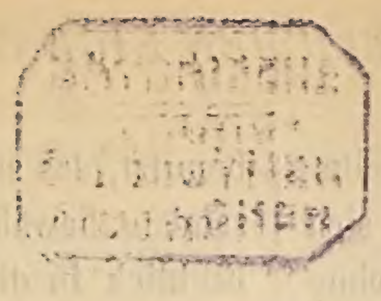
BUCHDRUCKEREI DES "ECHO DU JAPON."

1885

G. n. 135

2842

Dr. Allerthum...
KARLSRUHE



DIE KÖRPERLICHEN EIGENSCHAFTEN DER JAPANER

VON

PROF. DR. E. BAELZ.

Zweiter Teil (1).

Separatabdruck aus dem 32. Heft der «Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur-und Voelkerkunde Ostasiens.»

MESSUNGEN UND BEOBACHTUNGEN AN LEBENDEN.

Bei der Besprechung der Abstammung der Japaner und bei den Skelett-Untersuchungen zeigte es sich, dass nur die Beobachtung vieler Individuen brauchbare Resultate hoffen liess. Dies gilt natürlich in noch höherem Grade von den Untersuchungen an Lebenden, und es ist daher die Zahl der beobachteten Individuen im Laufe des letzten Jahres noch vermehrt worden. Dank der Freundlichkeit der Herren Oberstabsarzt Dr. ISHIGURO und Versicherungsarzt Dr. INDO, welche auf meine Bitte zalreiche genaue Messungen machen liessen und mir dieselben zur Verfügung stellten, ist die Zahl der Einzelmaasse für Körpergrösse, Spannweite, Brustumfang und Gewicht auf 2,500 gestiegen, und es sind darunter alle Stände in genügender Proportion vertreten, um Schlüsse auf den Einfluss der socialen Verhältnisse, der Lebensweise, Ernährung etc. zu gestatten.

Es schien interessant, bei der Besprechung der Körperformen auch die aesthetischen Anschauungen der Japaner und ihre wesentlichsten kosmetischen Mittel und Kunstgriffe zu berücksichtigen. Obwol die lezteren in Japan wie allerwärts der Mode unterworfen sind, so ist dies doch in wesentlich geringerem Grade der Fall als in Europa und sie geben mindestens einen Maasstab für die Richtung und Tendenz des Schönheitsgefühls in einem Volke, das für Grazie und elegantes Benehmen ein feines Verständniss besitzt und dasselbe — wenn auch einseitig — sorfältig ausgebildet hat. Am Ende der Beschreibung der Körpermessungen sind daher als eine Art Corallar Bemerkungen in diesem Sinne angeschlossen; manche derselben mögen nur für einzelne Teile des Landes gelten; auch können sie auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen, denn es ist in Japan überaus schwer, gute Informationen in solchen Dingen zu erhalten. Bücher über Schönheitsnormen scheinen selten zu sein; sie sind in einer fast sämmtlichen Europäern unzugänglichen Schrift geschrieben (1); und da selbst die Maler und andere Künstler wenig Wert auf das Studium der Körperformen legen, so fehlt eine weitere in

(1) Vergleiche Heft 28 (Bd. III. S. 330) dieser Mitteilungen, wo die Resultate der Untersuchungen an Skeletten besprochen sind.

(1) Der Mangel einer leicht erlernbaren Schrift ist ein völlig unüberwindliches Hinderniss für das Studium der japanischen Litteratur. Die Japaner haben zwar eine aus 48 Zeichen bestehende Silbenschrift, das *Katakana*, aber dieselbe ist höchst unvollständig, und nichts wird in derselben gedruckt. Die chinesischen Zeichen beherrschen die Schrift ausschliesslich, und gerade in neuester Zeit ist die Vorliebe für das Chinesische sogar auf die Aussprache übergegangen. Charakteristisch für die Denkweise der gebildeten Japaner in Bezug auf Schrift ist die Antwort, die mir ein deutschsprechender Japaner auf die Frage gab, warum er seine Uebersetzung eines deutschen Werkes nicht mit *Katakana* habe drucken lassen. Er sah mich erst, erstaunt über meine ihm offenbar höchst töricht erscheinende Frage, gross an und sagte dann kopfschüttelnd: «Das ist völlig unmöglich; ich müsste mich ja vor allen meinen Landsleuten schämen, wenn ich eine derartig unvollkommene Schrift in einem wissenschaftlichen Werke benutzte!» Dem Deutschen fällt dabei sofort die analoge Stellung ein, welche das Lateinische in Deutschland bis vor kurzer Zeit in den Wissenschaften einnahm, ja in Bezug auf technische Ausdrücke und Namen in Naturwissenschaft, Medicin und Rechtswissenschaft noch heute einnimmt. In der Tat ist den Japanern oft genug

anderen Ländern fruchtbare Informationsquelle. Für männliche und weibliche Schönheit hat sich eine Art Kanon jahrhundertelang fortgeerbt, ohne dass die Künstler jemals ernstlich versucht hätten, ihn in würdigen Darstellungen zu verewigen. Heute wie vor 500 Jahren wird ein schöner Mann mit Narihira, einem Hofadligen vor tausend Jahren, und eine schöne Frau mit seiner Zeitgenossin Ono-no-Komachi verglichen; sieht man aber die namentlich im Tosa-Stil gehaltenen Bilder dieser interessanten Personen, so muss man sich sagen, dass das keine Porträts, sondern trockene Schemata, theoretisch construirte Gesichter sind, oft lächerliche Carricaturen, ohne den geringsten Anspruch auf Schönheit. Für Frauen gibt es allerlei Toilettenbücher, und einem derselben, betitelt: *Miako fusoku Keshoden,* d. h. Toilettenkunst für die Frauen der Hauptstadt, erschienen in Kioto in zweiter Auflage 1851, habe ich allerlei Andeutungen über vollkommene Weiblichkeit, wie sie sich der Japaner vostellt, entnommen.

In ungezwungener Weise lässt sich unser Stoff folgendermaassen einteilen:

1. — Besprechung der Haut und der Haare.
2. — Körperbau im Allgemeinen. Gewicht, Grösse, Wachstum.
3. — Messungen einzelner Körperteile.
4. — Besprechung der Resultate.

Für die Messungen wurde das folgende Schema benutzt, das sich mir im Laufe der Zeit als das passendste bewährt hat, und das einen genügenden Einblick in die Verhältnisse des japanischen Leibes und seiner Gliederung gestatten dürfte. Manche darin enthaltene Maasse haben sich erst relativ spät als wünschenswert ergeben, und sind daher an weniger Individuen genommen als die übrigen, wie aus den grossen Tabellen hervorgeht; immerhin aber sind auch sie zahlreich genug, um gewisse Schlüsse zu erlauben.

Messungs-Schema.

1.— *Gewicht* in Kilogrammen.
2.— *Grösse* in militärisch aufrechter Stellung.
3.— *Spannweite:* Abstand der Mittelfingerspitzen bei wagerecht ausgestreckten Armen.
4.— *Senkrechte Höhe des Kopfes* bei gerade ausgerichtetem Blick. Schiebemaass.
5.— *Länge des Kopfes*, gemessen mit dem Bogenzirkel zwischen Mitte der Stirn und dem davon entferntesten Punkte des Hinterhauptes.
6.— *Breite des Kopfes*, grösste, wo sie sich finden mochte. Bogenzirkel.
7.— *Längenbreitenindex des Kopfes:* Verhältniss der Kopfbreite zur Kopflänge, letztere = 100 gesetzt.
8.— *Umfang des Kopfes,* grösster, horizontaler; oberhalb der Augbrauen mit Band gemessen.
9.— *Gesichtshöhe:* senkrechtes Maass von unterer Haarwuchsgrenze bis Kinn.
10.— *Gesichts-* oder *Jochbeinbreite*. Bogenzirkel.
11.— *Schläfenbreite*. Bogenzirkel.
12.— *Abstand beider Tragi*. Bogenzirkel.
13.— *Abstand beider Unterkieferwinkel*. Bogenzirkel.
14.— *Gesichtsindex:* Verhältniss von Gesichtsbreite zur Gesichtshöhe, erstere = 100 gesetzt.
15.— *Kopfdiagonale:* Abstand zwischen Scheitel und Kinn. Bogenzirkel.
16.— *Horizontaler Gesichtsumfang:* Querumfang des Kopfes in Jochbeinhöhe. Bandmaass.
17.— *Senkrechter Gesichtsumfang:* Umfang des Gesichtes in einer durch Haargrenze auf der Stirn gelegten, die Jochbeine etwas vor deren höchster Stelle weg schneidenden senkrechten Ebene. Die durch Anlegen eines Bleidrahts in dieser Richtung erhaltene Linie ist für die verschiedenen japanischen Typen unter sich und für den japanischen Gesichtstypus überhaupt im Gegensatz zum europäischen sehr bezeichnend, wie aus den zahlreichen Zeichnungen auf Tafel IX hervorgeht.

    Man könnte diesen Umfang, der am besten die Proportion zwischen Ober- und Untergesicht wiedergibt, auch als Maskenumfang bezeichnen, weil er die Grenze einer vor das Gesicht gesetzten Maske wiederholt.
18.— *Scheitel* bis *Tragus*, senkrecht.
19.— *Scheitel* bis *obere Haargrenze*, senkrecht.

---

diese Analogie vorgehalten und die Zurückdrängung des Lateinischen als nachahmungswertes Vorbild hingestellt worden. Aber so einfach liegt die Sache in Japan nicht. Die volle Schwierigkeit einer solchen Umwandlung wird nur dem ins japanische Leben Eingeweihteren völlig klar, im Anfang wird sie von den Meisten unterschätzt. Dass mit der Zeit eine einfachere Schrift unabweisbares Bedürfniss ist, darüber kann kein Zweifel obwalten, aber wir werden dieselbe vielleicht nicht erleben, und jedenfalls wird sie nicht aus den *Kana*-Zeichen, sondern aus dem römischen Alphabet bestehen. Das *Katakana* ist ein dürftiges Werkzeug, das seinen Ursprung in einem koreanischen Alphabet hat, und kein Aufputzen und Zustutzen kann es je zum Substrat für eine entwickelte Nationallitteratur machen.

Für jezt aber sind, wie gesagt, alle Bücher mit chinesischen Zeichen gedruckt, deren Studium zum Schwierigsten gehört, was es für das Gehirn eines erwachsenen Menschen gibt.

Beim Lesen neuerer Werke über Japan kommt der Leser oft leicht auf die Vermutung, dass die Verfasser die Sprache gründlich kennen und die eingeborene Litteratur persönlich durchmustert und zum Teil übersetzt haben.

Ich meinerseits kenne z. B. im ganzen deutschen Reiche augenblicklich Niemand, der im Stande ist, auch nur eine japanische Zeitung fliessend zu lesen, mit Ausnahme eines einzigen Mannes (*), und dieser hat kein Buch über Japan geschrieben.

(*) Vermuthlich ist hier das frühere Mitglied der Gesellschaft Herr Dr. Lange in Berlin gemeint, dessen Uebersetzung alt japanischer Frühlingslieder erst nach Abreise des Herrn Dr. Baelz hieher gelangte.—D. R.

20. — *Mitte der Stirn* bis *Tragus.* Bandmaass.
21. — *Kinn* bis *Tragus.* Bandmaass.
22. — *Aeusserer Augenwinkel* bis *Tragus.* Bandmaass.
23. — *Haargrenze auf der Stirn* bis *Nasenwurzel:* Senkrechtes Maass von der unteren Kopfhaargrenze in der Medianlinie bis zum Nasensattel (der beim Japaner meist eine andere relative Lage hat, als beim Europäer, vgl. Text).
24. — *Länge der Augenlidspalte.*
25. — *Höhe der Augenlidspalte* bei horizontal gerichtetem Blick.
26. — *Interocularabstand.*
27. — *Höhendifferenz beider Augenwinkel* bei horizontal gerichtetem Blick; wurde mit Rücksicht auf die Schiefe des japanischen Auges gemessen.
28. — *Farbe der Iris.*
29. — *Höhe des Ohres.*
30. — *Ohrlaeppchen,* ob vorhanden oder nicht.
31. — *Länge der Nase,* senkrecht vom Nasensattel bis zur Nasenspitze.
32. — *Breite der Nase,* zwischen beiden Nasenflügeln.
33. — *Höhe der Nase:* senkrechter Abstand von dem Ansatz der Nasenscheidewand bis zur Nasenspize.
34. — *Untere Nasengrenze* bis *Kinn.*
35. — *Höhe der Oberlippe:* vom Ansatz der Nasenscheidewand bis zur Lippenspalte.
36. — *Länge des Mundes.*

Hals und Rumpf.

37. — *Länge des Halses:* Halsfurche bis jugulum. Bandmass.
38. — *Kleinster Umfang des Halses.* Bandmaass.
39. — *Oberer gerader Brustdurchmesser:* vom 7. Halswirbel bis jugulum. Bogenzirkel.
40. — *Grösste Brusttiefe:* zwischen Brustbein und Wirbelsäule. Bogenzirkel.
41. — *Grösster querer Brustdurchmesser.*
42. — *Grösste Länge* des *Thorax,* senkrecht vom Schlüsselbein bis zur tiefsten Rippe.
43. — *Grösste Schulterbreite* zwischen beiden Acromien.
44. — *Hintere Schulterbreite,* d. h. Querabstand der oberen Enden der Achselfurchen am Rücken.
45. — *Querer Brustumfang* in der Höhe der Brustwarzen bei horizontal gehaltenen Armen. In cm.
46. — *Atmungsexcursion.* In cm.
47. — *Exspir. Lungencapacität* in Cubikcentimeter.
48. — *Breite der Taille.* Bogenzirkel.
49. — *Umfang der Taille.* Bandmaass.
50. — *Jugulum* bis *Symphyse.* Bandmaass.
51. — *Länge der Wirbelsäule:* von unterhalb der protuberantia occipitalis externa bis zur Steissbeinspitze. Bandmaass. Die Krümmungen der Wirbelsäule machen meist etwa 3 cm. aus; welche Zahl also von der in den Tafeln aufgeführten abzuziehen ist, wenn man die senkrechte Länge der Wirbelsäule am Lebenden erhalten will.
52. — *Nabelhöhe* über dem Boden bei aufrechter Stellung.
53. — *Abstand der Spinae* anteriores superiores der Hüftbeine. Bogenzirkel.
54. — *Grösster Abstand der Darmbeinkaemme.* Bogenzirkel.
55. — *Abstand der Trochanteren.* Bogenzirkel.
56. — *Conjugata externa:* Abstand zwischen oberem Rand der Schoossbeinfuge und der Grube zwischen letztem Lenden-und erstem Kreuzbeinwirbel. Bogenzirkel.
57. — *Umfang des Beckens* in Trochanterhöhe. Bandmaass.
58. — *Umfang des Beckens* über den Cristae. Bandmaass.

Glieder.

59. — *Länge des Armes:* vom Acromion bis Spitze des Mittelfingers.
60. — *Länge des Oberarms.*
61. — *Länge des Vorderarms:* vom condylus externus humeri bis zur Spitze des processus styloideus radii.
62. — *Länge der Hand:* vom processus styloideus radii bis Spitze des Mittelfingers.
63. — *Länge des Mittelfingers.*
64. — *Breite der Hand* mit Daumen; Hand gestreckt.
65. — *Breite der Hand* ohne Daumen; » »
66. — *Umfang des Oberarms* über dem Biceps. Arm hängend.
67. — *Umfang des Vorderarms* an der dicksten Stelle. Arm hängend.
68. — *Umfang der rechten Faust.*
69. — *Länge des Beines:* von der Spitze des grossen Trochanter bis zum Boden.
70. — *Länge des Oberschenkels:* von der Spitze des grossen Trochanter bis zum unteren Rand des Condylus externus femoris.
71. — *Länge des Unterschenkels:* von da bis zur Spitze des äusseren Knöchels.
72. — *Höhe des äusseren Knöchels* über dem Boden.
73. — *Grösster Umfang des Oberschenkels.*
74. — *Grösster Umfang des Kniees.*
75 — *Grösster Umfang der Wade.*
76. — *Umfang oberhalb des Knöchels.*
77. — *Umfang des Fusses* über dem Rist.
78. — *Länge des Fusses.*
79. — *Breite des Fusses,* grösste.

Dieses Schema mit seinen 79 Rubriken ist ausführlicher als die meisten sonst gebräuchlichen.

Broca beschränkt sich auf wenig mehr als ein Drittel dieser Messungen; die seinigen sind in *Kaltbrunner's* « Beobachter » aufgeführt.

Virchow in *Neumayer's* « Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen » gibt ein engeres 13 und ein weiteres 38 Rubriken umfassendes Schema. *Weissbach's* verbessertes Schema (Zeitschrift für Ethnologie Bd. IX. Supplement) umfasst 67 Messungen, die fast sämmtlich in meinen Tafeln wiederkehren.

Nur *Quetelet* in seiner Anthropometrie ist noch mehr ins Detail gegangen und gibt 82 Maasse für die gemessenen Individuen. Mehrere derselben schienen mir überflüssig, andere, die er nicht beachtet, durch den speciellen Gegenstand meiner Untersuchungen angezeigt, wie z. B. die Messung der Höhe der Lidspalte, die Höhendifferenz des inneren und äusseren Augenwinkels.

Bemerkungen zur Technik der Messungen.

Mit vollem Recht sagt *Virchow,* dass zur Ausführung brauchbarer Körpermessungen viel Erfahrung und Uebung gehöre und dass dafür selbst die gewöhnlichen Kenntnisse des Arztes nicht ausreichen. Aber so viel Uebung und Geschick man sich auch erwerben mag, kleine Fehler lassen sich nicht vermeiden, sowol, weil der Messende oft nicht im Stande ist, die Messpunkte ganz genau zu fixiren, als auch weil der Gemessene durch seine Stellung, Haltung etc. das Resultat, oft ganz ohne oder gegen seinen Willen, beeinflusst. Das muss Jedem auffallen, der selbst zalreiche Messungen ausgeführt und dieselben durch Wiederholung controlirt hat. Noch auffallender ist der Unterschied, wenn verschiedene Beobachter die Messungen machen. Lässt man z. B. die Grösse desselben Mannes von 5 verschiedenen Leuten möglichst genau bestimmen, eine Messung, die doch zu den leichtesten und einfachsten zu gehören scheint, so bekommt man meist 5 abweichende Zalen. Diese Verschiedenheit erstreckt sich sogar auf starre unbelebte Gegenstände wie Statuen, bei denen doch der Einfluss der grösseren oder geringeren Streckung der Wirbelsäule, die Wirkung der Kopfhaltung etc. wegfällt. Ein interessantes Beispiel dafür finden wir bei *Quetelet* (1). Derselbe gibt je 2 Messungsreihen für die Statuen des Apollo vom Belvedere und des Antinous; die erste Reihe hat der französische Künstler *Andrans,* die andere er selbst aufgenommen, jede Reihe enthält 30 einzelne Messungen; *darunter stimmen für den Appollo 4, d. h. 13,3 % bei beiden Beobachtern überein,* für den Antinous gar nur eine einzige.

Man könnte vielleicht einwenden, dass gerade bei der Statue viele für die Messungen wichtigen Punkte, wie Knochenvorsprünge, schwerer zu beurteilen seien als beim Lebenden, bei welchem sich die Weichteile eindrücken lassen. Dieser Einwand aber liefert keine genügende Erklärung für die Differenz der Resultate, denn diese erscheint sogar bei Maassen, deren Endpunkte sich aufs Leichteste bestimmen lassen, wie z. B. der Abstand beider Brustwarzen.

Wenn nun schon bei der Messung starrer Formen solche abweichende Urteile möglich sind, wie viel mehr Differenz muss man dann erst finden, wo es sich um die Messung weicher oder biegsamer, in ihrer Form stets veränderlicher, in ihrem Volumen durch äussere und innere Einflüsse leicht modificirbarer Teile handelt, wie z. B. bei Bestimmung des Umfangs eines Schenkels oder der Länge der Wirbelsäule?

Angesichts dieser Verhältnisse scheint es mir wenig wert, ja eigentlich keinen rechten Sinn zu haben, bei Bestimmungen grosser Maasse, wie die Körperlänge, stets bis auf einzelne Millimeter hinaus messen zu wollen, wie das in den meisten Werken geschieht. Wir wissen, dass die Körperlänge um 1 Centimeter und mehr je nach der Körperhaltung variirt, dass ferner sogar die Tageszeit Einfluss hat, indem Morgens im Allgemeinen der Mensch etwas länger ist als Abends. Wir sehen, dass die Angaben der Autoren in Betreff der Körpergrösse mancher Stämme oder Völker um 10 Centimeter und mehr differiren, während sie bei ihren Messungen jeden Millimeter genau in Berechnung ziehen. So sind z. B. die Japaner durchschnittlich nach *Rein* 154, nach *Janka* 156, nach *Mohnike* 167 cm. gross! Dieses Beispiel zeigt zugleich, dass der gerühmte Vorzug der genauen Messung, durch Wahrscheinlichkeit der Wahrheit so nahe als möglich zu kommen, illusorisch wird, wo so viele und mächtige, grossenteils uncontrollirbare Faktoren ins Spiel kommen.

Daher habe ich auch bei allen grösseren Maassen mich mit der Bestimmung der ganzen oder höchstens der halben Centimeter begnügt; Genauer detaillirt wurden die Maasse nur da, wo es sich um kleine

(1) A. A. O. S. 85.

Teile handelte, die sich mit Sicherheit scharf abgrenzen liessen, wie die Länge des Auges, die Breite der Nase etc.

HAUT UND HAARE.

Die Haut.

Farbe der Haut.

Die Haut der Japaner ist von einer hellgelben Farbe, die sich in ihren Abstufungen nach der einen Seite der weissen Hautfarbe der Europäer nähert, andererseits alle Uebergänge zu tiefem Gelb und zum hellen Braun zeigt. Ausnahmsweise steigert sich die Farbe bis zur satten Bronce der Ceyloner, wie ich dies mehrmals bei nackt gehenden Knaben und bei Fischern im Hochsommer beobachtet habe. Bei den besseren Ständen ist die Farbe heller als man sie sich gewöhnlich in Europa vorstellt; es gibt, namentlich in Italien und Spanien, zahlreiche Europäer, die ebenso gelb sind wie die Japaner, und andererseits gibt es Japaner, deren Farbe man in Europa unbedenklich für normal kaukasisch erklären würde.

Der Einfluss der geographischen Breite ist verhältnissmässig gering, namentlich wenn man die bedeutende nordsüdliche Erstreckung des Landes in Betracht zieht. Immerhin aber sieht man im Norden mehr blasse Gesichter als in Kiushiu, wo der malayenähnliche Typus überwiegt.

Wie anderwärts ist auch in Japan die Färbung der Frauen etwas heller als die der Männer, aber diese Differenz ist weniger durch sexuelle als durch sociale Verhältnisse bedingt, indem sich die Männer mehr dem bräunenden Einfluss des Wetters und der Sonne aussetzen. Wo Mann und Weib den Witterungsverhältnissen gleichmässig unterworfen sind, ist kaum ein Unterschied in der Färbung zu bemerken.

Auch die Farbe der Kinder ist nicht lichter als die der Erwachsenen, im Gegenteil ist sie bei Kindern vor dem Zahnwechsel womöglich noch dunkler, mit einem Stich ins Rötliche. Das Neugeborene heisst in Japan *Akambo*, d.h. rotes Kind, und das mit Recht, denn in der Tat ist der rötliche Teint der Kinder in den ersten Lebenstagen auffallender als in Europa und namentlich erhält sich diese allgemeine rötliche Beimischung weit länger als bei uns.

Um so auffallender ist es, dass gerade die Stelle des Körpers, welche beim Europäer während des Kindesalters und überhaupt während des ganzen Lebens am deutlichsten rote Färbung zeigt, die Wangengegend, beim Japaner wenig rot ist. Bei den Kindern der höheren Stände sieht das Gesicht gewöhnlich gleichmässig blassgelblich aus, und unter den erwachsenen Männern, selbst den weisseren und lichtergefärbten, sind rote Wangen eine Ausnahme. Dagegen ist bei den Kindern aus dem Volke und bei den kräftigen Frauen der arbeitenden Klassen rote Wangenfärbung ziemlich häufig, gilt aber bei den lezteren für nichts weniger als schön (vgl. später).

Ursache der Faerbung.

Die gelbliche Farbe der ostasiatischen Völker beruht auf der Gegenwart von körnigem braunem Farbstoff in den tieferen Schichten der Oberhaut; dieser Farbstoff ist ganz derselbe wie der, welcher der Haut des Indiers die braune und der des Negers die schwarze Farbe verleiht. Nur ist er in der Haut des heller ausschenden Japaners in sehr spärlicher, in der der genannten Völker in grosser Menge vorhanden. Der Unterschied ist also graduell, ist quantitativ und nicht qualitativ. Schon beim Fötus und beim Neugeborenen findet sich zuweilen eine Andeutung des braunen Pigments, wenn auch nicht gleichmässig überall auf dem Körper.

Der Einfluss des Lichtes auf die Vermehrung dieses Farbstoffes ist sehr deutlich; denn wenn man Haut von der nackten Wade eines Läufers oder Arbeiters mit der von einer bedeckt getragenen Stelle eines Vornehmen vergleicht, so ist der Unterschied bei mikroskopischer Betrachtung womöglich noch frappanter als beim Anblick mit blossem Auge. Wenn man die Frage aufwirft, und sie ist ja seit Jahrtausenden discutirt worden, ob es die Sonne sei, welche den Bewohnern heisser Klimate ihre dunkle Farbe verleiht, so sollte mehr als es bisher Sitte war darauf Rücksicht genommen werden, ob die Leute bekleidet oder nackt gehen. Bis zu welcher Intensität teils intensive Sonnenbestralung und Hitze, teils aber die Witterungseinflüsse überhaupt die Haut in kurzer Zeit bräunen können, davon hat man ja an den Gesichtern in Europa viele Beispiele; aber man sieht diese Folgen unter nackt gehenden Völkern weit auffallender. So kann es kommen, dass ein Volk, welches wenig bekleidet geht, in einem nördlichen Klima eine relativ dunkle Hautfarbe bekommt und dieselbe schliesslich mehr oder weniger deutlich seinen Nachkommen vererbt. Wahrscheinlich wird übrigens mehr eine Disposition vererbt, die unter günstigen Verhältnissen zur Geltung kommt; so wissen wir ja, dass Negerkinder nicht schwarz, sondern braun geboren werden und

erst später nachdunkeln, und dass andererseits zuweilen Neger, im jugendlichen Alter in ein kälteres Klima gebracht, etwas heller werden.

Solche Gedanken drängen sich Einem in Japan auf, wenn man sieht, wie nach der Geburt zwischen den Kindern der Vornehmen und der Armen kaum ein Unterschied in der Farbe besteht, wie sich derselbe aber schon in den ersten Lebensjahren geltend macht. Das Kind des Volkes ist von Geburt an der Kälte des Winters—im unheizbaren japanischen Hause—und der Hitze des Sommers ausgesetzt; sobald es anfängt zu gehen, ist es im Sommer fast ganz nackt, im Winter ist wenigstens die Bekleidung der Beine recht mangelhaft. Daher ist auch die Haut solcher Kinder röter, rauher, derber als die der verzärtelten vornehmen Kinder. Natürlich aber glaube ich nicht, dass wir im Klima und der Lebensweise allein genügend Gründe für die Erklärung haben, warum im Osten des grossen europ-asiatischen Kontinents mehr die gelbe, im Westen mehr die weisse Hautfarbe überwiegt, sondern es müssen noch unzweifelhaft andere der Rasse inhärirende, in ihren Ursachen noch nicht genügend aufgeklärte Eigentümlichkeiten bestehen.

Die Mischlinge von Europäern und Japanern sind meist schöne Kinder, die in der Hautfarbe dem Nord-Europäer oft näher stehen als manche Bewohner der Mittelmeergestade.

Von *lokalen Pigmentirungen* ist bemerkenswert das *Verhalten der linea alba*, d. h. der Mittellinie des Bauches. In Europa wird Pigmentirung daselbst fast nur bei Frauen während der Schwangerschaft beobachtet und wird daher unter den Schwangerschaftszeichen aufgeführt. In Japan wäre eine solche Deutung voreilig, ja lächerlich. Denn nicht bloss beobachtet man eine Braunfärbung der Medianlinie des Unterleibs bei Frauen des verschiedensten Alters ohne allen Bezug zur Schwangerschaft, sondern eine solche Pigmentirung ist auch bei Männern gar nicht selten, namentlich wenn dieselben mit Unterleibsleiden behaftet sind.

Dass die *Brustwarzen* und ihre Umgebung meist dunkler sind als bei blonden Europäerinnen, lässt sich nicht anders erwarten, indessen gibt es doch Mädchen, welche eine zart rosafarbige Mammilla und einen fast pigmentlosen Warzenhof haben.

Dunkle Pigmentirung ist ferner sehr gewöhnlich an den *Genitalien*, namentlich bei Frauen an den meist stark entwickelten labia minora und am introitus vaginae, bei Männern am Penis und auch am Scrotum.

Unstreitig die interessanteste Pigmentirung aber ist *ein dunkelblauer Fleck, welchen alle neugeborenen japanischen Kinder auf der Kreuzbeingegend oder auf den Hinterbacken tragen.* Seltener wird der Fleck an anderen Stellen, z. B. an einem Bein, beobachtet.

Derselbe tritt zuerst im 5. Fötalmonat, also im Beginn der zweiten Hälfte der Schwangerschaft, auf und verliert sich bald in den ersten beiden Lebensjahren, bald ist er durch das ganze Kindesalter sichtbar. Ob ein solcher schwarzblauer Hintere auch anderwärts beobachtet ist, etwa bei den Kindern von Eltern dunkler Complexion in Europa, ist mir unbekannt, ich habe früher nicht darauf geachtet, und die Bücher, die sonst die Pigmentirung der Haut ausführlich behandeln, schweigen über diesen Gegenstand. Und doch verdient derselbe die Aufmerksamkeit des Anatomen und Physiologen in hohem Grade, denn wir haben hier meines Wissens den einzigen Fall vor uns, in welchem Pigment normaler Weise in der *Lederhaut* (Corium) des Menschen vorkommt. Bei allen sonstigen physiologischen Pigmentirungen liegt der Farbstoff ganz oder überwiegend in der Oberhaut (Epidermis) und erscheint hier in seiner eigentlichen Farbe als gelb, als braun, oder in dickeren Schichten als schwarz. Der Steissfleck dagegen, obwol durch ein ganz ähnliches Pigment hervorgebracht, erscheint blau; dies ist stets der Fall, wenn der Farbstoff in dem matt durchscheinenden Gewebe der Lederhaut sitzt. Wie der Fleck entsteht, ist unklar; irgend ein besonderer intrauteriner Druck kann nicht die Schuld tragen, denn der Fleck kommt bei Schädel-und Steisslagen gleichmässig vor; auch erscheint der Fleck viel zu früh für eine derartige Entstehung. Ein Druckfleck würde nach der Geburt bald verschwinden, und endlich entscheidet der mikroskopische Befund definitiv für eine regelmässig vorkommende physiologische Erscheinung.

Mit der Haut zusammen müssen die sichtbaren *Schleimhäute* besprochen werden, vor allem die der Lippen und des Augapfels. Dass die Lippen des Europäers eine rote und nicht wie die Haut eine weisse Farbe haben, liegt daran, dass eine Zellschicht, die sog. Körnerschicht der Epidermis, welche das Licht stark reflectirt, in den Lippen fehlt. Die zalreichen Körner jener Hautschicht lassen die rote Farbe der eigentlichen durch Blutgehalt rot gefärbten Haut nicht durchschimmern. Sobald aus irgend einem Grunde die Oberhaut verloren geht,

z. B. bei Bildung einer Blase, erscheint die Haut ebenso rot als die Lippen. Bei den letzteren fehlt wie gesagt die Körnerschicht und daher scheint das Blut mit seiner natürlichen Farbe durch (1).

Beim Japaner ist die Lippe meist ebenso gefärbt wie beim Europäer, aber nicht ganz selten findet sich auch hier etwas dunkles Pigment. Dieses mit dem Rot des Blutes zusammen gibt dann den Lippen nicht eine gelbe, sondern eine eigentümlich dunkel graublaue Farbe, sehr ähnlich der, welche man an den Lippen von Herzkranken beobachtet. Immerhin aber ist diese Färbung nicht gewöhnlich, und zwar scheint sie ganz oder fast ganz auf die Männer beschränkt zu sein. Etwas häufiger als diese blaugraue Färbung ist das Vorkommen umschriebener Pigmentflecke an Lippen, Zahnfleisch, Gaumen, und zuweilen auch in der Bindehaut des Auges, welch letzteres dadurch oft einen ganz eigentümlichen, fast wilden Ausdruck bekommt. In einzelnen Fällen ist die Schwarzfärbung auf die Nachbarschaft des Thränenpunktes beschränkt, und es sieht dann aus, als ob der Mensch Schmutz oder ein kleines Insekt im Auge hätte.

Histologische Bemerkungen.

Das Pigment der japanischen Haut, der oben erwähnte braune Farbstoff, liegt in den keulenförmigen Zellen der tiefsten Lagen der Epidermis. In lichterer Haut ist nur eine, in stärker pigmentirter sind mehrere Zellenreihen übereinander gefärbt. Der Farbstoff füllt meist nicht die ganze Zelle aus, sondern sitzt ihrem stumpfrunden, der Oberfläche zugekehrten Teil kappenförmig auf. Die einzelnen Pigmentkörner sind gelblich oder braun; in dichter Lagerung geben sie der Zelle eine dunkel braune, ja selbst schwärzliche Färbung. Eine leichte Andeutung des Pigments findet sich schon in der Haut mancher Neugeborener, aber deutlich wird es erst, nachdem das Kind mehr oder weniger den atmosphärischen Einflüssen ausgesetzt war.

Die *Dicke* der Epidermis scheint mir bei der Haut der nackt getragenen, vielgereizten Teile, wie der Beine der Arbeiter, grösser als bei den Europäern; die Lederhaut (Corium) ist sicher dicker; während man als durchschnittliche Dicke für das letztere beim Europäer 15 mm. annimmt, ist beim japanischen Arbeiter 20, selbst 30 mm. ganz gewöhnlich. Die Haut vornehmer Individuen habe ich bis jezt nicht Gelegenheit gehabt in genügender Häufigkeit zu untersuchen.

Der erwähnte *blaue Pigmentfleck Neugeborener* rührt her von einem ebenfalls braunen bez. schwarzen Pigment, das aber in der Lederhaut und nicht im Epithel sitzt. Es ist an lange, unregelmässige, mit plumpen Fortsätzen versehene und oft schlangenartig gedehnte, in anderen Fällen sternförmige, an Chorioideazellen erinnernde Zellen gebunden, die in grosser Zal vorhanden sind und mit ihrer Längsrichtung überwiegend parallel der Hautoberfläche verlaufen. «Die Pigmentzellen scheinen in gar keinem organischen Zusammenhang mit dem Coriumgewebe zu stehen, vielmehr sehen sie aus, wie zufällig hineingelangte Fremdkörper. Nur in einem von den vier untersuchten Fällen konnte man ihre Entstehung aus den Bindegewebszellen deutlich erkennen. Die letzteren füllten sich unter raschem Wachstum mit den Farbstoffkörnern an. Die dunkeln Zellen sind offenbar alte Zellen, denn sie brechen und bröckeln leicht ab. Am reichlichsten finden sie sich in den tiefen Cutisschichten, nach dem Papillarkörper hin werden sie spärlicher und haben dann hier eine mehr senkrechte Richtung. Am reichlichsten, oft ein förmliches Netzwerk bildend, fand ich sie in Haaren und zwar in demjenigen Teil derselben, der der Papille unmittelbar aufsitzt. Im Epithel kommen sie nie vor. Ein Kern ist meist nicht zu sehen; wo er erkennbar ist, hat er eine hellere Farbe als das Protoplasma.

Neben diesen angeborenen Eigenschaften beobachtet man auf der Haut des Japaners so häufig gewisse Verzierungen und Entstellungen, dass dieselben eine besondere Erwähnung oder selbst Beschreibung fordern. Hier stehen in erster Linie das Taetowiren und die Moxa-Narben.

Taetowirung, jap. *Horimono.* Unter allen Völkern, welche sich im Laufe der Jahrtausende zu einer höheren Cultur aufgeschwungen haben, sind die Japaner wol das einzige, das die Tätowirung in grosser Ausdehnung beibehalten und zu hoher künstlerischer Vollkommenheit ausgebildet hat. Dieselbe war bis vor einem Jahrzehnt so verbreitet, dass man sicher in Tokio allein 30,000 tätowirte Männer annehmen durfte, ja vielleicht heute noch annehmen darf. Und zwar beschränkt sich diese Decorirung

(1) Dies ist die Erklärung, welche der Verfasser der neuesten und gründlichsten Physiologie der Haut, *Unna*, gibt. Ich kann gewisse Bedenken gegen dieselbe nicht unterdrücken: Sobald der Blutgehalt in der Haut irgendwie steigt, sieht sie lebhaft rot aus. Die Wangenhaut ist immer rot. Wahrscheinlich ist die Dicke der Schichte des Papillarkörpers, welcher die Blutgefässe umgibt, mindestens ebenso wichtig für die gewöhnlich weisse Farbe als die Körnerschicht.

der Haut nicht bloss wie oft bei unseren Matrosen auf eine finger-bis handgrosse Fläche, sondern dieselbe bedeckt den ganzen Rumpf und einen grossen Teil der Glieder. Ganz ausdrücklich muss schon hier bemerkt werden, dass Kopf, Hals, Hände und Füsse niemals tätowirt wurden, ein Umstand, der für die Erklärung der Procedur ins Gewicht fällt, wie wir gleich sehen werden. Stets war das Tätowiren auf die niederen Stände beschränkt. Ein höher Stehender hätte es für eine Schmach erachtet, ein solches « Mal an seinen Leib zu pfetzen », wie sich die Bibel ausdrückt. Ganz besonders verbreitet war die Tätowirung unter den Arbeitern der grossen Städte und unter den Kagoträgern ; selbst heute ist es fast eine Ausnahme, dass ein älterer *Ninsoku* oder *Shigotoshi* eine unbemalte Haut zeigt.

Der Gegenstand der Darstellung ist äusserst variabel ; am beliebtesten sind grosse Drachen, Löwen, Kampfscenen, schöne Frauen, historische Begebenheiten, Blumen oder auch komische Scenen, in deren Erfindung und Ausführung ja der japanische Volkswitz so unübertrefflich ist. Obscöne Bilder habe ich nie gesehen.

Die Farben, die benützt werden, sind Schwarz (das aber blau erscheint) und Rot in verschiedenen Abstufungen. Als schwarze Farbe dient das gewöhnliche Schreibmaterial der Japaner, die Tusche, als rote Zinnober. Will sich Jemand tätowiren lassen, so sucht er sich gewöhnlich aus einem der populären bunten Bilderbücher irgend einen Gegenstand aus, der ihm gefällt, oder er denkt sich etwas aus, was ihm zur Körperzierde geeignet erscheint, und geht mit seinem Bild, bez. seinem Wunsch zum Künstler, der seine Aufgabe meistens gründlich versteht.

Der Künstler—*horimonoshi*—macht erst seine Disposition und skizzirt die Zeichnung auf die Haut. Ist er wirklich geschickt, so zeichnet er nur die ganz allgemeinsten Umrisse und führt alle Details frei aus ; fühlt er sich weniger sicher, so wird das Bild mit allen Einzelnheiten auf die Haut gemalt. Irgend welche besondere Ceremonie, wie sie von so vielen Südsee-Inseln berichtet wird, oder gar irgend ein religiöser Hokuspokus kommt dabei nicht vor. Der *Horimonoshi* stellt sich neben seinen sitzenden oder liegenden Kunden und beginnt die Arbeit. Er verwendet zu derselben scharfe äusserst feine Nähnadeln, die zu 4, 8, 12, 20 oder 40 dicht zusamenliegend parallel an ein Stäbchen festgebunden sind. Die Nadeln stehen stets in mehreren Reihen ; bei der höchsten Zal, 40, stehen in jeder Reihe zehn. Die Spitzen der Nadeln stehen alle nebeneinander auf gleicher Höhe ; nur wenn es sich darum handelt, eine leicht getüpfelte oder nebelhafte Schattirung zu erzeugen, stehen die Nadelspitzen abwechselnd etwas weiter und weniger weit vor ; die Anwendung dieser Combination ist besonders schmerzhaft. Der *Horimonoshi* legt seine linke Hand flach mit gespreiztem Daumen auf den Körper, so dass die zu punctirende Stelle zwischen Daumen und Zeigefinger sich befindet. Zwischen dem 3. und 4. Finger derselben Hand steckt ein gewöhnlicher japanischer Schreibpinsel, in Tusche bez. Zinnobermischung getaucht. Das Nadelstäbchen hält der Künstler in der rechten Hand ; er färbt die Nadelspitzen an dem Pinsel, legt das Nadelstäbchen über den Daumen der linken Hand und führt nun mit erstaunlicher Geschwindigkeit zalreiche kleine Stiche in die Haut, immer von Zeit zu Zeit die Nadeln wieder färbend. Ich zälte einmal zehn Stiche in der Sekunde, und da jeder von den Stichen von 10 Nadeln herrührte, so erhielt also der Tätowirte in einer Sekunde faktisch 100 Stiche. Man kann sich nur wundern, dass der *Horimonoshi* bei einer derartig nähmaschinenhaften Tätigkeit in der Tat gute Bilder mit Nüancen und Schattirungen hervorbringt ; das ist aber wirklich der Fall.

Ein geschickter *Horimonoshi* ist im Stande, an einem Tage den Rücken oder Brust und Bauch eines erwachsenen Mannes zu punctiren ; wozu mindestens ein par hunderttausend Stiche notwendig sind. Angesichts dieser Tatsache weiss man nicht, über was man mehr erstaunen soll, über die Kunst des Tätowirenden oder über den Mut und die Ausdauer seines—ich hätte bald gesagt—Opfers. Das letztere befindet sich aber so gar übel nicht. Die Stiche sind wenig schmerzhaft, sie kitzeln eher. *Sie bluten nicht,* das beweist, dass sie nicht bis in die Cutis gehen oder sie doch nur streifen, und damit ist auch die Erklärung für die geringe Schmerzhaftigkeit der ganzen Procedur und die Möglichkeit sie leicht zu ertragen gegeben : Die Tätowirung erfolgt zunächst nur in die Oberhaut, und da diese wenige oder wahrscheinlicher gar keine Nerven besitzt, so kann die Stichelung auch keine wesentlichen Schmerzen machen. Doch gilt dies nicht für den ganzen Körper, sondern an manchen Stellen mit zarter Haut oder wenn es sich um das Erzeugen tiefer Töne handelt, kommt etwas klebriges Blut ganz langsam zum Vorschein, und die Operation ist schmerzhaft

Besonders ist dies der Fall in der Kniekehle und Ellenbeuge. Dort stark tätowirt zu sein, gilt daher für ein Zeichen von männlicher Kraft und Ausdauer. Mag nun aber der Farbstoff erst nur in die Oberhaut oder gleich in die Cutis gebracht werden, sicher ist, dass er später nur in letzterer liegt. (Daher auch die blaue Farbe ; jedes schwarze in der Cutis liegende Pigment erscheint blau, während es im Epithel seine gewöhnliche Farbe behält).

Sobald die Sitzung vorbei ist, wird die punktirte Fläche mit heissem Wasser abgewaschen, was leichten Schmerz verursacht. Nach Anwendung dieser Abwaschung tritt die Farbe schöner hervor, als zuvor. Der Tätowirte kann nun tun was er will ; besondere Diät wird nicht beobachtet ; die wiederholt zu hörenden Angaben, dass für einige Tage der geschlechtliche Verkehr verboten, dass ein besonderer Abtritt benützt werden müsse, etc. sind irrig. Ein par Stunden nach der Operation hat der Mann oft ein leichtes Fiebergefühl, das sich aber schnell verliert. Nach etwa drei Tagen schuppt sich die Oberhaut kleienförmig ab ; die tätowirte Haut ist im Uebrigen zu keiner Zeit, weder spontan noch auf Berührung und Druck, wesentlich empfindlich ; der Tätowirte tut sofort seine harte Tagelöhnerarbeit wie sonst.

Es sind einzelne Beispiele bekannt, dass sich auch Frauen tätowiren liessen, aber dieselben sind sehr selten. Meist handelt es sich in solchen Fällen um resolute und oft auch dissolute Frauenzimmer, die etwas darin suchen, Männer nachzuahmen. Auch soll einst ein Fürst von Dewa drei seiner Mekake (Nebenfrauen) durch grosse Geldversprechung bewogen haben, sich den Rücken volltätowiren zu lassen, und ein Augenzeuge erzählte mir, dass die Malerei auf der hellen Haut einer solchen hübschen Frau sich vorzüglich ausgenommen habe.

In neuerer Zeit hat die Regierung das Tätowiren verboten, offenbar unter dem Eindruck, dass mit dem jetzigen Fortschrittssystem des Landes dieser alte barbarisch erscheinende Gebrauch sich nicht vertrage. Es ist hier nicht der Ort, die Zweckmässigkeit dieser Maassregel zu discutiren ; jedenfalls mussten die Japaner in ihrer Auffassung etwas irre werden, als die Söhne des Prinzen von Wales gleich nach ihrer Ankunft in Japan einem kaiserlichen Beamten den Wunsch aussprachen, tätowirt zu werden, ein Wunsch, der auch schliesslich erfüllt wurde.

Die japanische Tätowirung ist in der Tat der aller anderen Völker in künstlerischer Hinsicht so weit überlegen, dass Seefahrer aller Nationen, die ja immer eine Vorliebe für solche Körperzier zu haben scheinen, bis hinauf zum künftigen Könige von England es als einen der Hauptvorteile eines Besuches im Lande des Sonnenaufgangs betrachten, dass man sich hier irgend ein blaues oder rotes Ungetüm in die Haut einimpfen lassen kann.

Ursprung und Bedeutung des Taetowirens in Japan.

Die älteste Nachricht über Tätowiren in Ostasien ist die, dass vor 3,000 Jahren ein chinesischer Prinz, der gegen seinen Willen zur Thronfolge bestimmt wurde, sich tätowiren liess, um sich für die höchste Würde des Landes unmöglich zu machen. Daraus darf man schliessen, dass damals die Tätowirung in China wol bekannt, aber auf die niederen Stände beschränkt war. Heutzutage ist das Tätowiren in China und Korea so gut wie ausser Gebrauch, in Birma dagegen scheint es noch ziemlich viel geübt zu werden. Im Jahre 1872 liess sich in Europa ein Mann für Geld sehen, welcher als Gefangener der Birmaner von diesen vom Wirbel bis zur Zehe tätowirt worden war. Ob aber die Birmaner auch sonst das Gesicht tätowiren, ist mir unbekannt ; immerhin ist es nach einigen Angaben wahrscheinlich. Auf den Südsee-Inseln und unter den Indianern Amerikas ist Tätowiren noch heute allgemein gebräuchlich. *Wuttke* in seiner interessanten und scharfsinnigen Abhandlung (1) sucht zu beweisen, dass das Tätowiren eine Schrift, eine Aetzschrift ist, und die Gründe, die er anführt, sind in der Tat für die von ihm angezogenen Fälle so schlagend, dass man ihm seine Behauptung als richtig zugestehen muss — aber nur für die ihm bekannte Tätowirung. Von derjenigen der heutigen Japaner scheint er seltsamer Weise nichts zu wissen ; hätte er sie gekannt, gekannt in ihrer Verbreitung und Ausübung, er würde sicherlich seine « Schrift » Theorie nicht aufgestellt oder die Auffassung angenommen haben, welche sich mir aufdrängt : dass nämlich die japanische Tätowirung in ihrer Bedeutung von der anderer Völker ganz zu trennen ist. Eine eingehendere Erörterung mir für eine andere Gelegenheit vorbehaltend, will ich hier nur kurz Folgendes für diese meine Ansicht anführen :

1. — Die Tätowirung anderer Völker, namentlich der Südsee-Bewohner und der Indianer, von denen wir sie am besten kennen, ist ein feierlicher, oft heiliger und vom Priester vorgenommener Akt, der

(1) Wuttke « Die Entstehung der Schrift, die verschiedenen Schriftsysteme etc. » Leipzig 1872.

irgend eine ernste sociale oder symbolische Bedeutung hat. *Wuttke* sagt: « Es war die Kenntlichmachung der wesentlichen Bezüge eines Menschen, welche das Tätowiren bezweckte. » ; « Tätowiren war gleichsam eine Volljährigkeitserklärung » ; « Der Tätowirer war ihr *Notarius publicus*, nicht etwa ein blosser Putzmacher, sondern ihr Urkundner. » — In Japan ist von alle dem keine Rede. Keine Feierlichkeit, keine symbolische oder sonstige Bedeutung der Procedur, sondern rein kosmetische Zwecke sind es, die uns hier entgegentreten.

2. — Das Tätowiren bei anderen Völkern war eine Art Auszeichnung. *Wuttke*: « Mit tapferen Taten wurde die Tätowirung erworben, und sie verschaffte, wie es scheint, gleichwie ein Orden, berühmten Kriegern Vorteile. » ; « Eingeritzte Figuren bekundeten einen höheren Stand. » ; « Sehr gering geachtet sind auf Nukahiwa die Nichttätowirten, sie gehören den untersten Schichten der Bevölkerung an. » — In Japan ist im Gegenteil die Tätowirung Abzeichen des niedersten Standes.

3. — *Bei anderen Völkern werden die stets unbedeckten Köperteile, wie Gesicht und Hände, mit Vorliebe tätowirt, bei den Japanern ausschliesslich die Teile, welche beim bekleideten Menschen bedeckt sind; und zwar genau in der Ausdehnung der Kleider des betreffenden Standes.* Wol kommt es vor, dass sich ein Arbeiter einmal eine Fliege oder eine Libelle auf den rasirten Vorderkopf oder auf eine Schläfe tätowiren lässt, aber das ist ein Scherz und gehört nicht zur eigentlichen Tätowirung, wie der Tätowirer selbst versichert. Unter 25 Tätowirten, die ich genau beobachtete, habe ich nicht ein einziges Mal irgend eine auch noch so kleine Figur auf dem Gesicht oder Kopfe oder auf einer Hand gesehen.

Beachtenswert erscheint, dass die Tätowirung der Aino zur anderen, die unbedeckten Körperteile (Hände, Vorderarme, Oberlippe) bevorzugenden Klasse gehört, und dass sie überwiegend bei Frauen angewendet wird — in Uebereinstimmung mit dem Gebrauch bei anderen Völkern der nördlichen kalten Zone, den Eskimo und den Ostjaken.

Was ist nun aber die Bedeutung der japanischen Tätowirung im Gegensatz zu der anderer Völker? Die Antwort lautet: *Die japanische Tätowirung ist eine Kleidung, ein Schmuck.* Der Beweis dafür liegt:

a. — In der sub 3. angeführten Tatsache, dass man stets nur die Teile tätowirt, welche von den Kleidern bedeckt werden, wenn nämlich das Individuum solche trägt.

Die Kleidung des japanischen Handarbeiters besteht in einem kurzen, bis zur Mitte der Oberschenkel reichenden, baumwollenen, mit einem kurzen Bande (*san shaku no obi* « 3 Fuss langer Gürtel ») um die Taille festgebundenen, dunkelblauen Hemde, das den Hals und den obersten Teil der Brust frei lässt. Dazu kommen zuweilen Hosen von etwa der Ausdehnung unserer Schwimmhosen, oder bis zum Knie reichend. Die Arme sind bald nackt, bald bis zum Ellbogen oder bis zum Handgelenk bedeckt. Genau innerhalb dieser Grenzen hält sich die Tätowirung.

b. — Es tätowiren sich nicht alle Arbeiter, sondern ausschliesslich solche, die ihrem, mit grosser Anstrengung und enormer Schweisssecretion verbundenen Berufe nackt besser obliegen können, wie die Kago-(Tragkorb-)Träger, die Läufer, die Lastzieher, und auch unter diesen nur diejenigen, welche mit Städtern zu tun haben, bei welchen vollkommen Nacktheit anstössig erscheint. Die Leute lassen sich ihr Kleid auf den Leib tätowiren und kommen sich und Anderen bekleidet vor. Der Bauer tätowirt sich nie.

c. — Die Farbe der Tätowirung stimmt mit der der Kleidung völlig überein; es ist dasselbe unreine dunkle Blau.

d. — Die zum Tätowiren gewählten Vorlagen sind genau dieselben, welche auf den Kleidern der *Shigotoshi* (Arbeiter) namentlich in ihrer Eigenschaft als Feuerwehrer, sich immer wiederholen.

Wir sehen also, dass die Tätowirung genau die Ausdehnung der Kleidung einnimmt; dass sie von Leuten gebraucht wird, die wegen ihres Berufes nackt gehen, aber doch nicht nackt aussehen möchten; dass die Farbe, und endlich, dass die Muster der Tätowirung und der Kleidung übereinstimmen.

Um so auffallender war es, dass diese Auffassung der Tätowirung als Kleidung nicht bloss keinem der gebildeten Japaner, mit denen ich sprach, selbständig gekommen war, sondern dass dieselbe ihnen anfangs höchst seltsam erschien. Dagegen konnte ich aus Keinem eine andere irgendwie befriedigende Erklärung herausbringen. Die gewöhnlichste war die: die Tätowirung müsse auf China zurückgeführt werden, wo sie — nach höchst zweifelhaften Angaben — als Strafe ausgeübt worden sei. Auch in Japan war es unter den Tokugawa-Shogunen eine Zeit lang Sitte, den Verbrechern ein Zeichen einzuimpfen; dasselbe beschränkte sich indessen auf einen Ring

oder dergleichen in der Ellenbeuge. Wie aber daraus der Gebrauch sich entwickelt haben soll, dass die Japaner, oder vielmehr, dass sich ganz bestimmte Berufsklassen in Japan regelmässig freiwillig, andere dagegen gar nicht tätowirten — das ist schwer einzusehen, und es konnte von den Vertretern dieser gesuchten Erklärung auch nicht die Spur eines historischen Beweises beigebracht werden. Ein zur Entscheidung herbeigerufener Mann, der sich vor mehr als 30 Jahren hatte tätowiren lassen, gab anfangs an, er wisse nicht, was die Tätowirung bezwecke; als er aber gefragt wurde, warum denn nur ganz bestimmte Stände in den Städten und den grossen Heerstrassen sich tätowiren liessen, sagte er: weil es eine Schande für einen solchen Mann wäre, wenn er in Ermangelung von Kleidern nicht wenigstens sein «Hauthemd» trüge *(Niku no jiban*, wörtlich *fleischernes Hemd)*; jetzt, da die Regierung das Tragen der Kleidung obligatorisch mache, habe das Tätowiren seinen Sinn verloren (1).

Nach all dem glaube ich zu dem Schlusse berechtigt zu sein, dass die japanische Tätowirung in der Weise, wie sie in den letzten Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag ausgeübt wurde, einen Ersatz für die Kleidung bildet, dass sie also ein Schmuck ist und dass sie eigentlich ins Gebiet der Kosmetik gehört. Nach meiner Auffassung hat sie sich aus der genetisch und in Bedeutung verschiedenen Tätowirung entwickelt, wie sie die Japaner in früheren Zeiten entweder selbst besassen oder bei ihren weit ausgedehnten Seefahrten im 16. Jahrhundert auf fernen Inseln beobachteten, und wie sie sie heute noch bei ihren südlichen und nördlichen Nachbarn, den Riu-Kiu-Insulanern und den Aino, sehen. Die Japaner haben sich die Erfahrung, dass dem Menschen etwas auf den Leib gemalt werden kann, das kein Regen abwäscht, keine Sonne bleicht, dem selbst der allzerstörende Zahn der Zeit nichts anhaben kann, sie haben sich diese Erfahrung zu nutze gemacht und haben mit ihrem angeborenen künstlerischen Talente allmälig die vorgefundenen rohursprünglichen Figuren in Idee und Technik vervollkommnet. Anfangs waren es wol nur Wenige, die ein solches blaues Hautkleid trugen, aber diese Wenigen erschienen ihren Genossen schöner geschmückt, bekleidet — ein tätowirter Mensch sieht in der Tat nicht nackt aus — und da ein solches Kleid billig zu beschaffen war, und man sich das Muster nach Belieben aussuchen konnte, so wurde das Tätowiren allmälig Mode.

Die Tatsache, dass der ursprüngliche Zweck einer Sitte vielfach vergessen wird, während die Sitte selbst sich erhält, ist so häufig, dass man sie nicht gegen eine Erklärung verwenden kann, die sich auf gute Gründe stützt.

Manche glauben auch, dass ein paar grosse auf den Leib tätowirte Drachen oder Krieger ihren Trägern ein männlicheres, martialischeres Ansehen verleihen. Dies ist wol der Grund, warum in den japanischen illustrirten Heldenbüchern — *Suikoden* — die eingeborenen und auch die chinesischen Heroen oft an Rumpf und Gliedern über und über tätowirt dargestellt sind, obwol dies aller historischen Tradition widerspricht (1).

(1) Mir drängte sich bei dieser Discussion unwillkürlich eine geistreiche Bemerkung *Peschel's* in seiner «Völkerkunde» in die Erinnerung, wo derselbe den grössten Fehler des chinesischen Geistes — und Japan ist ja in geistiger Hinsicht eigentlich nur ein Spiegelbild von China — im Mangel des Suchens nach Causalität findet.

Die Worte *Peschel's* sind so wahr und charakterisiren die Verschiedenheit der Geistesrichtung des Europäers und des Ostasiaten so scharf, dass ich mir nicht versagen kann, sie hier wörtlich anzuführen. Er sagt *Völkerkunde* 5. Auflage S. 375:

«Die Achtung vor den Culturleistungen der Chinesen kann kaum grösser sein als beim Verfasser. Sie unter allen hochgestiegenen Völkern verdanken am wenigsten fremden Anregungen; wir, d. h. die Europäer und vorzugsweise die Nordeuropäer, verdankten bis zum 13. Jahrhundert fast alles, mit Ausnahme unserer Sprache, der Belehrung fremder Völker; wir sind Zöglinge geschichtlich begrabener Nationen, die Chinesen sind Autodidakten. Vergleichen wir aber unseren Entwicklungsgang mit dem ihrigen, so werden wir uns bewusst, was ihnen fehlt und worauf unsere Grösse beruht. Seit unserem geistigen Erwachen, seit wir als Mehrer der Culturschätze aufgetreten sind, haben wir unverdrossen mit den Schweissperlen auf der Stirn nur nach einem Ding gesucht, von dessen Dasein die Chinesen keine Ahnung haben, und für das sie auch schwerlich eine Schüssel Reis geben würden. Dieses eine unsichtbare Ding nennen wir Causalität. An den Chinesen haben wir eine ungezälte Menge von Erfindungen bewundert und uns von ihnen angeeignet, aber wir verdanken ihnen nicht eine einzige Theorie, nicht einen einzigen tieferen Blick in den Zusammenhang und die nächsten Ursachen der Erscheinungen.»

Ich führe das hier gelegentlich an, weil Jedem, der den Ursprung eines Gebrauches oder einer Erscheinung in Japan ergründen will, diese psychologische, in den philosophischen Systemen der Chinesen begründete Eigentümlichkeit auf Schritt und Tritt hemmend im Weg steht.

(1) Als ich meine auf rein inductivem Wege erhaltenen Schlüsse auf Alter und Bedeutung des Tätowirens Herrn Dr. Wagener mitgeteilt, war derselbe so freundlich, einen hervorragenden Altertumskenner um seine Meinung zu fragen, und dieser schätzte denn auch das Alter der jetzigen Tätowirung auf 250, höchstens 300 Jahre, was genau übereinstimmt mit meiner Vermutung, dass der lebhafte Seeverkehr zu Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrh. die Veranlassung zu dem Gebrauche gegeben hat.

Abnorme Pigmentirungen, Narben, Moxen.

Wie allerwärts kommen in Japan auf der Haut durch Muttermäler erzeugte krankhafte Färbungen von roter, brauner, schwarzer Farbe vor; sie scheinen indessen etwas seltener zu sein als in Europa.

Dunkle fleckige Pigmentirung der Haut ist meist die Folge von Hautkrankheiten oder von Parasiten. Bei Gefangenen ist die Haut durch das viele Kratzen und durch Entzündung in Folge von Ungeziefer oft so schmutzig, dass dem Arzte die Erkennung von Hautkrankheiten fast unmöglich wird.

Ganz besonders auffallend aber sind die weissen grossen Narben, die man auf dem Leib fast aller Japaner findet, und zwar an allen denkbaren Stellen und oft in grosser Zal. Sie sind die Folge von *Moxen*, d. h. von absichtlich zu Heilzwecken gemachten Brandwunden. Auch in vielen anderen Ländern, selbst in Europa, waren oder sind sie mehr oder weniger gebräuchlich, eine ganz allgemeine Ausdehnung im eigentlichen Sinne eines Volksmittels haben sie nur in ihrer Heimat (1), in Japan gefunden. Nach Europa sind sie vermutlich durch die Portugiesen oder Spanier gebracht worden: denn das in alle europäischen Sprachen übergegangene Wort Moxa ist offenbar das japanische *Mogusa* (sprich: mogsa), d. h. Brenngras.

Um die Wunden zu erzeugen, werden nämlich die im Mai gesammelten Blätter von Artemisia chinensis zerstampft, getrocknet, und die Masse in dünne Stäbchen oder Fäden zerschnitten. Ein solches Stückchen wird auf den Körper gelegt, angezündet, und brennt nun langsam ab; zunächst bildet sich natürlich ein je nach der Intensität der Verbrennung verschieden tiefgreifender Schorf. Dieser fällt nach einiger Zeit ab, und die Wunde heilt langsam unter Narbenbildung. Da Moxen häufig schon bei kleinen Kindern gesetzt werden, die Narben aber beim Wachstum des Körpers weniger nachgiebig sind als die übrige Haut, so nehmen sie eine oft unregelmässig verzerrte Gestalt an, doch bleibt die ursprüngliche Kreisform meist deutlich erkennbar. Es gibt fast keinen erwachsenen Japaner, der nicht solche Narben an sich trüge. Bei den nackt gehenden Leuten aus dem Volke sieht man sie oft in zwei Reihen der Wirbelsäule entlang von oben bis unten, ähnlich wie die Narben, die der Baunscheidtismus übrig lässt, nur weit intensiver. Auch die Beine der *Kurumaya* (Wagenzieher) und der Läufer sind oft in grosser Ausdehnung mit Moxanarben bedeckt.

Der Glaube an die Wirksamkeit der Prozedur ist ganz allgemein, und ich selbst bin der Ansicht, dass er nicht unbegründet ist. Denn die Moxen leisten ja schliesslich dasselbe wie Blasenpflaster und andere unserer Ableitungsmittel, deren Nützlichkeit zallose Europäer aus eigener Erfahrung bestätigen können. Auch ist nach übereinstimmender Angabe das Abbrennen der Moxen auf der Haut lange nicht so schmerzhaft, als man geneigt ist vorauszusetzen.

Sonstige Eigenschaften der Haut.

Die Haut des Japaners und namentlich der Japanerin hat etwas Weiches, Sammetartiges, und zwar selbst bei den niederen, arbeitenden Ständen. Besonders deutlich ist dies an den Armen, wo die Haut meist überaus fest und stramm auf der Muskulatur aufliegt. Dabei ist die Haut dicker und derber als die des Europäers, namentlich an den unbedeckten Körperteilen, die dem Einfluss des Wetters viel ausgesetzt sind. Der Arzt, der oft Einschnitte in die Haut zu machen hat, weiss dies aus vielfacher Erfahrung.

Angesichts dieser Tatsache ist es höchst auffallend, dass die Hautsensibilität fast ebenso fein ist wie beim Europäer. Die sog. Tastkreise, d. h. kleinsten Bezirke, innerhalb welcher zwei leicht auf die Haut gedrückte Spitzen getrennt empfunden werden, sind bei nacktgehenden Arbeitern in Japan nicht wesentlich kleiner als sie in den Lehrbüchern der Physiologie für erwachsene europäische Männer angegeben werden. Freilich wird Jeder, der selbst zalreiche derartige Versuche gemacht hat, mit mir der Ansicht sein, dass die Resultate dieser Art von Prüfung überaus schwankend und nicht übermässig zuverlässig sind.

Hautpflege. Aesthetisches.

Die Japaner sind grosse Verehrer einer weissen Hautfarbe, und sie beneiden daher wol auch den Europäer um die seinige. Wenn sie aber zur weissen Haut auch noch die blauen Augen und hellen Haare der Europäer mit in den Kauf nehmen müssten, so würden sie sicher lieber ihre eigene etwas gelbliche Haut vorziehen; denn auf die eben erwähnten Teile erstreckt sich ihre Bewunderung des europäischen Körpers nicht.

Im Gesichte und am Halse suchen die Frauen der Natur durch Auflegen von Weiss nachzuhelfen (das Nähere darüber siehe bei « Gesicht »), die Männer

(1) Die Japaner selbst führen den Gebrauch der Moxen, wie so mancher anderer Heilmittel, auf einen fabelhaften chinesischen Kaiser Shinno zurück, den sie als einen alten, in ein Kleid aus Baumblättern gehüllten Mann abbilden.

geben sich, wenigstens heutzutage, keine Mühe, einen weissen Teint zu cultiviren.

Im Ganzen aber ist die Hautpflege unter den Japanern so entwickelt wie bei keinem Volke der Erde und das hauptsächlich durch die Nationalsitte des *heissen Bades, Oyu*, das zallose Vorzüge, aber meines Wissens keine bis jezt erwiesenen Nachteile hat. Vor nunmehr vier Jahren habe ich in dieser Gesellschaft ausführlich die Vorteile des heissen Bades und die Gründe erörtert, welche es mich für eine der segensreichsten Einrichtungen halten lassen, die ein Volk, und speciell ein Volk von der Lebensweise des japanischen haben kann.

Ich habe damals auf Grund von zalreichen Experimenten ebenso wie auf Grund der täglichen Erfahrung die Unhaltbarkeit des Vorwurfs nachgewiesen, den man dem heissen Bade macht, dass es nämlich die Haut verweichliche und zur Erkältung disponire—ein Vorwurf, den übrigens nur erheben kann, wer mit dem Leben der Japaner unbekannt ist—, ich habe gezeigt, dass im Gegenteil das heisse (aber allerdings *nicht das warme)* Bad vorübergehend für die stärksten Erkältungseinflüsse unzugänglich macht, dass das heisse Bad, indem es die Körpertemperatur ohne Schaden steigert, dem Armen im Winter ein angenehmes Wärmegefül billig verschafft, und endlich, was gar nicht erst bewiesen zu werden braucht, dass es für ein Volk nützlich ist, wenn es seinen Körper oft wäscht.

Als vor etwa 15 Jahren europäische Aerzte in Japan Einfluss gewannen, da waren sie und die Laien meist schnell fertig mit dem Urteil, dass das *Oyu* mit seinen 45° und mehr den Körper verweichliche und dass es schädlich sei. Kein Einziger dieser Gegner des Bades aber nahm sich die Mühe, die Frage erst gründlich zu untersuchen. Es gab in der Tat eine Zeit, wo die Regierung bestrebt war, die Temperatur der öffentlichen heissen Bäder unter Blutwärme zu halten—glücklicherweise ohne Erfolg, denn solche Bäder verloren mehrere der Hauptvorteile der jetzigen heissen. In neuerer Zeit ist von derartiger Pseudo-Sanitätspolizei keine Rede mehr. Was für den Europäer heiss ist, ist es eben nicht für den Japaner und ist dem letzteren deshalb unschädlich, wie der Tropenmensch umgekehrt unter einer Kälte leidet, aus der sich der Bewohner gemässigter oder kalter Klimate gar nichts macht. Es ist die Macht der Gewohnheit auf unseren Körper, welche man nie ausser Acht lassen darf. Dass andererseits der Japaner, der täglich sein heisses Bad nimmt, sich dadurch nicht verweichlicht, weiss Jeder, der die Menschen barfuss und mit nackten Beinen ungestraft im Schnee herumgehen sah.

Die Bäder sind am heissesten, bis 49° C, in Tokio, an anderen Orten ist ihre Wärme etwa 43°. Der Japaner hält sich kurz im Bade auf, 1-5 Minuten; dann geht er heraus, wäscht sich, geht noch einmal für einige Augenblicke ins Wasser und damit ist das Bad beendigt. Diese kurze Zeit genügt, um die Blutwärme auf 39, 40° und selbst mehr zu steigern. Nach dem heissen Bade ist die Haut rot und es bricht ein angenehmer Schweiss über den ganzen Körper aus. Nach spätestens 3/4 Stunden ist die gewöhnliche Bluttemperatur wieder erreicht.

Die genauere Beschreibung der Badeeinrichtungen würde hier zu weit führen; es muss dies einem besonderen Aufsatze vorbehalten werden.

Nicht selten hört man aus dem Munde von Europäern die Hautreinlichkeit der Japaner bezweifeln, weil die Niederen ihre Kleider im Winter oft monatelang nicht wechseln. Wenn man daraus den Vorwurf der Unreinlichkeit ableitet, dann ist es um die Europäer warlich übel bestellt. Die niederen Stände in Europa wechseln ihre Wäsche auch nicht übermässig häufig, und dabei badet sich eine ungeheure Anzal im ganzen Winter, nein im ganzen Jahre, nicht ein einziges Mal. Das japanische Kleid liegt unter keinen Umständen dem Körper so dicht an wie das europäische, es lässt Hals, obere Brust und Arme und Beine der Luft zugänglich, es liegt eigentlich nur an der Taille, wo es mit dem Gürtel festgebunden ist, der Haut an; es lässt also der Hautausdünstung bedeutend freieren Spielraum als das europäische. Aber selbst wenn das alles nicht der Fall wäre, so wäre doch noch der Vorteil auf der Seite des Japaners. Man liest in den meisten Werken über Physiologie und Hygieine beifällig den Ausspruch *Pettenkofers* citirt: Wäsche wechseln heisse unsere Kleider statt unser ins Bad schicken. Nehmen wir dies als richtig an, so ist es doch warlich noch besser, wenn der Mensch selbst ins Bad geht, und das tut eben der Japaner, täglich oder nahezu täglich. Nicht selten kann man aus dem Munde eines Japaners oder einer Japanerin die Aeusserung hören: sie kommen sich unrein und unbehaglich vor, wenn sie einen Tag nicht im Bade waren. Das Bad ist in Japan so sehr selbstverständlich, dass wenn der Reisende auch im tiefsten Innern des Landes, im kleinsten Bergdorf, in der Herberge ankommt, es stets das erste ist, dass man ihn ins Bad

führt. Wer nur auf kurze Zeit rastet, dem wird im Sommer wenigstens Fusswasser gebracht. Eine andere für die Reinlichkeit sprechende japanische Sitte ist die, dass vor jedem Abort ein Gefäss mit Wasser steht, mit einen Handtuch daneben, aus welchem man sich nach Verrichtung des Bedürfnisses Wasser über die Hände giesst. Der Japaner betrachtet es als eine ganz unbegreifliche Unreinlichkeit von Seiten der Europäer, dass sie diesen in der Tat vortrefflichen Gebrauch nicht streng beobachten.

Noch ein paar kurze Bemerkungen über die *Abhärtung* der Haut. Der Japaner kann im Sommer mit glattrasirtem Schädel ohne Schaden in der Sonne gehen, wo ein Europäer mit dichtem Haarwuchs sich den Sonnenstich zuziehen würde, falls er ohne guten Sonnenhut ginge. Der Japaner geht im Winter, bei Regen und Schnee, mit nackten Beinen, ohne sich zu erkälten. Der japanische Arbeiter, namentlich der Wagenzieher (*Kurumaya*) kann stundenlang barfuss durch Schnee und Schneewasser traben ohne Schaden. Aber nicht bloss gehen (dabei wird Wärme entwickelt) sondern auch stehen kann er, der Sohn eines milden Klimas, stundenlang, während ihm ein schneidig kalter Wind den Schnee an die nackten Beine treibt.

Derselbe Mensch zieht im Sommer bei einer Hitze von 30° C im Schatten einen 70 Kilo schweren Mann auf sonniger Landstrasse in zweistündigem *ununterbrochenem* Laufe 25 oder mehr km. weit, und das erste, was er nach Ankunft am Rastorte tut, ist, dass er sich aus dem Brunnen einen Eimer kaltes Wasser heraufholt und ihn über den dampfenden Körper giesst.

Das heisst Abhärtung! Hier kann der Europäer etwas lernen, nämlich dass Abhärtung hohen Grades ohne grosse Trainirung erworben werden kann — wenn man früh damit anfängt. Der *frühe* Beginn ist nämlich das Wesentliche dabei.

Nur mit Bedauern kann man dem Ueberhandnehmen europäischer Kleidung unter den Japanern zusehen; denn mit der Einführung der letzteren geht ein grosser Teil der Abhärtung sicherlich verloren.

DIE HAARE.

Allgemeine Behaarung.

Die Japaner gehören, wie alle Glieder der malayo-mongolischen Rasse, zu den schwach behaarten Völkern. Es ist dies eine Tatsache, welche durch ihre Augenfälligkeit stets die Aufmerksamkeit der Reisenden erregt hat. Im ersten Teil dieser Abhandlung ist dieselbe für den Nachweis verwertet worden, dass im heutigen japanischen Volke wenig Ainoblut enthalten sein muss. Denn wie dort ausgeführt wurde, gehört die Behaarung zu den constantesten und hartnäckigsten Rassenmerkmalen. Zuweilen finden sich denn auch in Japan Menschen mit sehr starker Behaarung des Gesichtes und des Körpers, aber fast stets haben dieselben einen vom gewöhnlichen Typus abweichenden Gesichtsbau und oft leicht welliges Haar; sie erinnern in mehr als einer Beziehung an die Aino. Am geringsten ist die Behaarung bei dem rein japanischen schiefäugigen langgesichtigen Typus; Vertreter desselben haben spärlichen oder fast keinen Bartwuchs, und Haare auf Rumpf und Gliedern sind grosse Ausnahmen. Unter den Bauern im Alter von 30 Jahren aufwärts, ebenso unter den Arbeitern der Städte ist nach oberflächlicher Schätzung höchstens jeder dritte Mann an den Beinen behaart (1). Noch seltener trifft man stark behaarte Brust. Merkwürdig ist, dass sich das Verhältniss in späteren Jahren ändert, so dass unter Greisen die Zal der behaarten Individuen weit grösser ist, was darauf hinweist, dass die Entwicklung der Haare beim Ostasiaten noch in einem Alter vor sich geht, in dem sie beim Europäer abgeschlossen ist. Wo sich Haare am Körper finden, sind sie schlicht und stehen dünn. Ihre Farbe ist nahezu immer schwarz. Behaarte Frauen sind natürlich selten, doch erinnere ich mich unter mehreren Tausenden, die ich daraufhin beobachtete, immerhin über fünfzig gesehen zu haben mit deutlich ausgesprochener Behaarung der Arme.

Kopfhaare.

Der Haarwuchs der Japaner ist dicht und kräftig.

Die Farbe der Haare ist durchweg dunkel, aber das reine Schwarz ist doch seltener als es bei oberflächlicher Beobachtung scheint; denn in vielen Fällen ist nur das gefettete, nicht aber das trockene Haar ganz schwarz, wenigstens wenn man als schwarz nur das gelten lässt, das auch bei voller Beleuchtung diese Farbe beibehält Unter den Niederen, welche auf ihre Haare wenig Sorgfalt verwenden, ist ein dunkeles Braun oder Rotbraun häufig anzutreffen; eigentlich blondes Haar aber ist für den Japaner etwas Abnormes, etwa so wie für uns das Haar

(1) Unter "behaarten" Beinen, Armen etc. verstehe ich solche, deren Haare man ohne Weiteres sieht. Genau genommen ist ja bei Männern und Frauen fast der ganze Körper mit Härchen besetzt: nur sind dieselben so klein und so dünn, dass sie nur bei genauester Betrachtung, ja manchmal erst bei mikroskopischer Untersuchung sichtbar werden.

des Albino. Ich erinnere mich nur zweimal bei Erwachsenen von unzweifelhaft japanischer Abstammung blondes und zwar dunkelblondes Haar gesehen zu haben. Nach japanischen Angaben sollen blonde Kinder relativ häufig idiotisch sein, ich habe aber unter mehr als zweihundert Idioten, die mir zur Untersuchung kamen, einen einzigen hellblonden und blauäugigen gesehen.

Hervorgehoben zu werden verdient es, dass die tiefschwarzen Haare im Norden der Hauptinsel und im Süden von Yezo häufiger sind als in Südjapan, dieselben haben oft eine Andeutung von Kräuselung, was wol auf Ainoblut hinweist.

Kinder haben im Allgemeinen weit helleres Haar als Erwachsene; unter vier Jahren kommen schwarze Haare selten vor ; viele Kinder, namentlich Strassenkinder, würden in Europa unbedenklich für blond erklärt werden.

Das Haar der Frauen ist von ebenderselben Farbe wie das der Männer, nur legen dieselben aus ästhetischen Gründen weit grösseren Wert darauf, es ganz schwarz erscheinen zu lassen, und helfen mit Fett und anderen Mitteln stark nach. Es ist dies eigentlich schade, denn das japanische Frauenhaar hat, wenn es durch Waschen mit heissem Wasser gründlich entfettet ist, den schönen matten Glanz roher Seide und fühlt sich auch fast wie solche an. Aber darauf kommt es der Japanerin nicht an, sondern nur auf die Farbe. Denn für den Japaner ist jedes Haar, das nicht ganz schwarz ist, rot (*akai*), so dass unter diesen unangenehmen Begriff zalreiche Haare fallen, die wir als dunkelbraun, schwarzbraun etc. bezeichnen würden.

Die Intensität des Haarwachstums ist wahrscheinlich der des europäischen gleich, genaue Angaben darüber sind nicht vorhanden. Speciell die Länge des Frauenhaares ist meist nicht bedeutend ; dass es bis zur Hüfte reicht, ist eine ziemliche Ausnahme (1). Wer indessen gesehen hat, mit welcher Intensität die japanischen Frauen ihr Haar kämmen oder kämmen lassen, wird geneigt sein zu glauben, dass dasselbe ohne solche energische Kosmetik, bei welcher alle nicht ganz fest sitzenden Haare ausgehen müssen, bedeutend länger wäre. Das Haar der Männer, wenn nicht oft geschnitten, wächst sehr lang ; in neuerer Zeit ist es unter den jungen Mitgliedern der radical liberalen Partei Sitte geworden, ganz nach Art der deutschen Burschenschafter nach den Befreiungskriegen, sich das Haar mähnenartig stehen zu lassen ; dasselbe fällt als dichter Mantel auf die Schultern und hat, wenn es etwa einen Fuss lang geworden, oft die Neigung zu ganz leichter Wellenbildung. Bei solchen Gelegenheiten sieht man erst recht deutlich die Dichte des japanischen Kopfhaares.

Das japanische Haar ist schlicht, Locken sind überaus selten und gelten für sehr hässlich ; namentlich ist ein Mädchen ganz unglücklich, wenn ihr Haar auch nur eine Andeutung von Wellung hat. Wie schon früher erwähnt, sieht man leicht welliges tief schwarzes Haar besonders im Norden, wo das Ainoblut sich etwas geltend macht. Im Allgemeinen sind beim Japaner wie beim Europäer die Kopfhaare nicht senkrecht, sondern schief in die Kopfhaut eingepflanzt. Besonders deutlich ist dies bei kleinen Kindern ; etwa vom 7, Jahre an wächst der Winkel, den die Haare mit der Kopfhaut bilden ; er ist beim Japaner im Durchschnitt etwas grösser, nähert sich mehr einem Rechten. Bei Knaben von 8-15 Jahren stehen die Haare oft fast völlig senkrecht nach oben und lassen sich nur schwer niederkämmen. Eine solche ganz dichte schwarze Behaarung erinnert oft an einen Maulwurfpelz.

Total abweichend von dem gewöhnlichen japanischen Haare sieht man zuweilen, aber sicher nicht mehr als einmal unter 20,000 Menschen ächt krauses Negerhaar. Stets fand ich bei solchen Individuen auch die Gesichtszüge negerartig, die Lippen dick, wulstig, die Kiefer stark prognath. Dieselben auf eingewanderte Glieder wollhaariger Stämme zurückzuführen scheint kaum nötig. Wer viele Völker gesehen hat, der weiss, dass in seiner eigenen Heimat fremde Rassengesichter, wie z. B. typische Neger - oder Chinesenphysiognomieen vorkommen, unter Verhältnissen, wo irgend ein Einfluss dieser Rassen aufs Individuum unmöglich war. Mir scheint es, dass derartige, auch in Europa stets vereinzelte Fälle noch nicht die Beachtung gefunden haben, die sie vom ethnologischen und entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus verdienen.

Ueber die *Dicke* und *Dichte* der Kopfhaare bei den Japanern haben wir Angaben von *Hilgendorf* (diese Mitteilungen Heft VI., S. 11), welcher bei Gelegenheit der Untersuchung von Ainohaar auch das der Japaner untersuchte. Er fand bei zwei Japanern auf einem qcm. Kopfhaut 286 bez. 252 Haare : nach meiner Erfahrung werden diese Zahlen meist etwas über-

(1) Nach *Wernich* ist das Haar selten über 0, 6 Meter lang, nach *Mentschnikoff* reicht es oft bis auf die Fersen. Beide Beobachter gründen ihre Angaben auf zweijährige persönliche Beobachtung !

schritten; bei vier Individuen fanden sich 317, 320, 298, 280 Haare auf der genannten Fläche. Für zwei Deutsche gibt *Hilgendorf* 280 und 272 an.

Alle diese Angaben beziehen sich auf Männer. Danach also würde ein geringes Ueberwiegen der Japaner in Bezug auf die Zahl der Kopfhaare stattfinden; der Unterschied ist aber auffallender in Bezug auf das gesammte Haar*volumen*, weil das einzelne Haar des Japaners dicker ist als das des Europäers. *Hilgendorf* fand nach seinen Abbildungen dasselbe: auf seiner Tafel sind die Haarquerschnitte der Japaner bedeutend grösser als die der Deutschen. Auch sagt er im Text: « Die Aino gehören entschieden zu den grobhaarigen Nationen — die Japaner dürften übrigens wenig hinter den Ainos zurückbleiben. » Damit im Widerspruch aber steht seine an derselben Stelle gemachte und von *Wernich* verwertete Angabe, dass volummetrisch bestimmt die Haare eines Japaners den kleinsten Raum einnamen, d. h. am feinsten waren. In Wirklichkeit sind fast ausnahmslos die Haare der Japaner dicker als die der Europäer, manchmal in einem sehr hohen Grade. Bei sieben Japanern im Alter von 25 bis 35 Jahren fand ich den grössten Durchmesser der Haare zwischen 0,095 und 0,14 mm., also in der Tat fast ebenso gross als ihn *Hilgendorf* von den Aino angibt. Bei 5 Deutschen schwankte er nach meiner Messung zwischen 0,075 und 0,11. (vgl. die Figuren auf Tafel XV).

Bei *Henle* (Handbuch der Anatomie des Menschen Bd. II; 2 Auflage) steht die Angabe, dass Frauenhaar im Allgemeinen etwas stärker ist, als Männerhaar; nach meinen Messungen ist dies in Japan nicht der Fall; ich erhielt von den Haaren von 10 Frauen folgende grösste Durchmesser:

0,07 mm	0,07 mm
0,08	0,06
0,07	0,11
0,09	0,10
0,05	0,07

Die Haare sämmtlicher Frauen waren fast kreisrund.

In sämmtlichen Fällen wurden die Querschnitte kurz über der Hautoberfläche angefertigt; geschieht dies nicht, so sind die Resultate der Messungen bei dem sich zuspitzenden Bau der Haare natürlich unzuverlässig und Vergleichungen unzulässig.

Von weit grösserer Wichtigkeit als die Grösse des Haarquerschnitts ist seine *Gestalt*. Hat man ja doch wiederholt versucht, darauf eine Einteilung des Menschengeschlechts zu gründen, freilich mit wenig Glück. Immerhin aber haben die Ethnologen dem Gegenstande so viel Aufmerksamkeit geschenkt, dass wir mit auf denselben eingehen müssen.

Je schlichter das Haar, um so mehr nähert sich sein Querschnitt der Kreisform; je lockiger, um so mehr ist er abgeplattet, am stärksten bei dem Wollhaar der Neger und der Papuanen. Haare mit starker Abplattung sind mehr oder weniger spiralig um ihre Achse gedreht. Im Allgemeinen haben Mongolen und Uramerikaner die rundesten Haare, Europäer dagegen meist weit stärker abgeplattete. Ein blosser Blick auf die Abbildungen japanischer und europäischer Haarquerschnitte (vgl. Tafel XV) zeigt dies sofort. Das genauere Verhältniss ist folgendes:

HAARQUERSCHNITTE.

JAPANISCHE.			EUROPAEISCHE.		
Grosser Durchm.	Kleiner Durchm.	Index.	Grosser Durchm.	Kleiner Durchm.	Index.
0,11 mm	0,10 mm	91	0,11	0,075	68
0,1	0,08	80	0,1	0,08	80
0,14	0,1	78	0,075	0,05	67
0,11	0,095	86	0,09	0,07	77
0,095	0,08	84	0,075	0,05	67
0,12	0,11	92	0,105	0,06	57
0,12	0,095	79			

Peschel gibt den Index des Haarquerschnitts für die Mongolen als 81 bis 91 an, was ziemlich gut mit unseren Resultaten übereinstimmt.

Hilgendorf erwähnt ausdrücklich die stärkere Abplattung des Ainohaares, sowie die bekannte Tatsache, dass es mehr gekräuselt ist als das des Japaners. Durch Anerkennung dieser Angabe liefert *Wernich* ein schwerwiegendes Argument gegen seinen eigenen Versuch, ebenso wie *Doenitz* die Aino als Mongolen nachzuweisen. Wenn irgend etwas *gegen* deren Mongolenschaft spricht, so sind es die Haare. Bei *Hilgendorf* finden wir den Satz: « Dass auch bei Europäern ziemliche Abweichungen von der Kreisform vorkommen » etc. In Wirklichkeit ist diese Abweichung beim Europäer die Regel und nicht die Ausnahme.

Das Ergrauen der Haare beginnt nicht früher, ich möchte fast behaupten, es beginnt später als beim Europäer.

In Begug auf das Ausfallen der Haare dürfte zwischen beiden Rassen kein wesentlicher Unterschied sein.

Der Bart.

Der Bart des Japaners ist spärlich, dürftig, erscheint spät. Wenn wir sahen, dass der Japaner

eine dichte Behaarung des Kopfes hat und in Beziehung auf Haarmasse dem Europäer etwas überlegen ist, so gilt das Umgekehrte in auffallendstem Maasse vom Bartwuchs. Auch hier haben wir eine wesentliche Bestätigung des Mongolentums der Japaner und des Nichtmongolentums der Aino; die lezteren mit ihrem enormen Bart stehen den bartarmen Japanern fast als das andere Extrem gegenüber, weshalb ich hier—bei der Unveränderlichkeit des Haarwuchses—nochmals ausdrüklich betone, dass im heutigen japanischen Volke wenig Ainoblut fliesst. Trifft man je einmal einen Mann mit ganz vollem, starkem, krausem Barte, so kann man darauf rechnen, dass sein ganzer Gesichtsbau vom gewöhnlichen japanischen abweicht.

Der Bart des Japaners ist schlicht, wie sein Haupthaar, während in Europa bekanntlich selbst Schlichthaarige fast ausnahmslos gekräuselte Barthaare haben. Die Barthaare beim Japaner stehen dünn, und die Verteilung des Bartes im Gesicht erinnert lebhaft an einen Ziegenbart. Die Hauptmasse der Haare wächst nämlich am Kinn und unter dem Kinn, und selbst wenn die einzelnen Haare bis tief auf die Brust reichen, so stehen sie borstenartig parallel nebeneinander. Die Gegend unter beiden Mundwinkeln ist wenig behaart, ein zusammenhängender Backenbart ist eine grosse Seltenheit. Statt seiner trifft man öfters vereinzelte schlichte Haarbüschel. Der Schnurrbart ist im Ganzen schwach, doch sieht man einzelne gute Exemplare. Ganz in Uebereinstimmung mit *Wernich* finde ich, dass der Bart des Japaners weit mehr ein Produkt des reifen Alters ist, als der des Europäers. Während ein langer Bart bei einem Dreissigjährigen kaum vorkommt, hat eine grosse Zal der Greise einen stattlichen, oft genug über fusslangen Ziegenbart. Interessant ist, dass die Japaner ihre halbmythischen Vorfahren und Helden auf Bildern als stark bärtige, stark behaarte Männer darstellen, wie man aus den zalreichen Heldenbüchern erfährt.

Die Farbe des japanischen Bartes ist schwarz, indessen sind dunkelrotbraune Bärte gerade nicht selten. Auch in anderen Ländern ist ja der Bart meist etwas heller als das Kopfhaar. Das Ergrauen des Bartes beginnt gegen das 50. Jahr; bei Männern von sechzig ist er völlig weiss. Die weissen Haare sind etwas dicker als die schwarzen; bei durchfallendem Licht haben sie dem Haarmark entsprechend einen schwarzen Strang; ob diese dunkele Farbe, welche bei auffallendem Lichte, also bei gewöhnlicher Beleuchtung, einem reinen Weiss Platz macht, wirklich nur durch Luft hervorgebracht wird, erscheint mir zweifelhaft, obwol es gewönlich angegeben wird.

Die Barthaare des Japaners sind dick und ihr Querschnitt ist fast kreisrund, während ein rundes Barthaar beim Europäer Ausnahme ist. Der grosse Durchmesser des abgeplatteten europäischen Barthaares ist grösser als der des japanischen:

BARTHAARE.

JAPANISCHE.			EUROPAEISCHE.		
Grosser Durchm.	Kleiner Durchm.	Index.	Grosser Durchm.	Kleiner Durchm.	Index.
0,15	0,13	85	0,15	0,08	53
0,16	0,133	83	0,16	0,08	50
0,17	0,13	76	0,19	0,095	50
0,13	0,125	96	0,20	0,08	40
1,15	0,13	85	0,18	0,125	70

Die Haare gehörten je 5 verschiedenen Individuen an. Vergleicht man diese Messungen, sowie die beistehenden Figuren mit den Ergebnissen der Messungen an Kopfhaaren, so zeigt sich sofort, dass die Barthaare beider Rassen sich weit mehr unterscheiden als die Kopfhaare. *Will man also die Gestalt des Haarquerschnitts wirklich als differentielles Rassenmerkmal auffassen, so eignet sich dafür das Barthaar weit besser als das bisher, wie es scheint, allein verwertete Kopfhaar.* Das Barthaar des Europäers ist selbst bei Schlichthaarigen kraus, und daher kommt seine auf den Querschnitten je nach der Stelle der Krümmung so sehr wechselnde Form. Bohnen-und Kartenherzform sind die häufigsten, während sie beim japanischen Barte kaum beobachtet werden.

Beiläufig will ich bemerken, dass die Schlichtheit der japanischen Harre sich auch auf die Achsel-und Schamhaare erstreckt, die sich als ganz gerade Borsten, mehrere Zoll lang senkrecht von der Haut erheben; und zwar beim feinen Typus am ausgesprochensten.

Haarpflege, Aesthetisches und Vergleichendes.

Bei den meisten Völkern wird auf die Pflege und die Cultur des Haares, namentlich der Frauen, eine hervorragende Sorgfalt verwandt. Die Steindenkmäler des alten Aegyptens und Assyriens erzälen davon ebenso beredt als die beissenden Satiren geistreicher Römer auf die verweichlichten, ihr Haar färbenden und kräuselnden Frauen der Kaiserzeit. Wilde afrikanische Stämme cultiviren ihren Haarwuchs, das einzige Kleid, das sie tragen, ebenso auffallend und raffinirt als europäische Da-

men oder bezopfte Chinesen. Auch die Japaner legen grossen, sehr grossen Wert auf die Haarpflege, und bei den Frauen ist dieselbe zu einer förmlichen Kunst — man möchte fast sagen: Wissenschaft — ausgebildet worden. Bei Männern ist in den Städten in neuerer Zeit die europäische Haartracht allgemein herrschend geworden, aber auf dem Lande überwiegt noch immer der alte japanische Zopf. Die Frauen haben glücklicherweise wie die landesübliche Kleidung so auch die kleidsame, saubere, japanische Haartracht beibehalten, die allein im Stande ist, ein unangenehmes Hervortreten der Wangenbeine zu verhindern.

Allgemeine Regel ist es, dem Kinde, gleichviel ob männlich oder weiblich, sieben Tage nach der Geburt den ganzen Schädel zu rasiren, und dieses Rasiren wird bis gegen Ende des 3. Jahres fortgesetzt. Das Rasiren wird von der Mutter selbst besorgt, denn jede japanische Frau weiss mit dem einfachen, anscheinend unpraktischen Rasirmesser der Ostasiaten vorzüglich umzugehen. Nach der genannten Zeit wird je ein kleines Büschel vor den Ohren, im Nacken und oft über der Stirn stehen gelassen. Sodann lässt man um den in Markgrösse rasirten Scheitel einen zollbreiten Haarkranz stehen und kürzt ihn alle Monate einmal; mit dem Aelterwerden des Kindes wird dieser Haarkrauz immer breiter, bis schliesslich mit 8-10 Jahren der ganze Kopf behaart ist mit Ausnahme der kleinen Tonsur am Wirbel. Alle Haare fasst man in einen Schopf zusammen und bindet ihn am Scheitel. Dies dauert bis zum 15. Jahre. Andere machen aus den verschiedenen Locken an der Peripherie schon frühzeitig durch Anziehen derselben eine Art Zopf hinten unterhalb des Wirbels, welch letzterer dann rasirt wird. Ueberhaupt war nur bei den Vornehmen die Etikette in dieser Beziehung streng; die Mutter aus dem Volke rasirt ihrem kleinen Lieblinge oft die seltsamsten Figuren auf den Kopf, auf dessen im allgemeinen kahler Fläche sich die manchmal mit bunten Bändern gezierten Schöpfchen wie dunkle Inseln abheben.

Wer sich für die complicirten Förmlichkeiten interessirt, mit denen die dem Alter entsprechenden Haartrachten, namentlich aber der erste Putz des Kopfes nach Art der Erwachsenen eingeleitet wurden, der findet eine ausführliche Beschreibung bei *Mitford*, Tales of Old Japan, (deutsch: Erzählungen aus Alt Japan, Leipzig 1875) und ein entsprechendes gutes Bild in v. *Siebold's*: Nippon. Ausdrücklich aber soll bemerkt werden, dass diese Gebräuche fast sämmtlichen Japanern, die ich danach fragte, unbekannt waren, also sicherlich keine allgemeine Verbreitung besassen.

Die Zeit für Annahme der definitiven Frisur fiel ins 16. Jahr nach alter japanischer, also meist ins 15. Lebensjahr nach unserer Rechnung. Etliche Zeit vorher liess man die Haare überall am Kopfe frei wachsen und schürzte sie nach Art der nordamerikanischen Indianer in einen Schopf am Scheitel zusammen (auch Koreer und Riu-kiu-Insulaner tragen das Haar ähnlich). Hatten die Haare die zur Bildung eines regelrechten japanischen Zopfes erforderliche Länge, so wurde unter mehr oder weniger Ceremoniell ein ca 7 cm. breiter Streifen in der Mittellinie von der Stirn nach rückwärts ausrasirt, in der Nähe des Scheitels aber wurde die Tonsur kreisförmig, so dass die gesammte rasirte Fläche die Gestalt eines japanischen gestielten Spiegels hatte dessen Platte von der Scheitelgegend gebildet wurde. Die stehen gebliebenen Haare wurden nun horizontal nach dem Hinterkopf hin gekämmt, in einen Strang zusamengefasst und stark gewichst, bis der Strang eine solide, halb steife Masse bildete. Derselbe wurde nun nach oben bis nahe zum Wirbel an den Kopf angelegt, nach rückwärts geknickt, so dass das freie Ende nach vorne sah, die Falte zusammengebunden und nun das vordere Ende etwa 4 cm. vor dem Bande abgeschnitten.

Im Greisenalter pflegen viele Männer den Kopf nach Art der buddhistischen Priester ganz glatt zu rasiren.

Bei Mädchen wird bis zum 3. Jahr das Rasiren des Kopfes ebenso ausgeführt wie bei den Knaben. Nach dieser Zeit lässt man bei ihnen die Haare wachsen und schneidet sie herabgekämmt über der Stirn quer ab, lässt aber seitlich einen Büschel vor dem Ohre über die Schläfen herabhängen. Die seitlichen Büschel werden in Tokio kurz, in den mittleren und südlichen Provinzen länger, bis zum Unterkieferwinkel herabhängend, getragen. Die letztere hübschere Tracht war vor etwa 200 Jahren im ganzen Lande giltig. Das Rasiren wird von jezt ab nur noch an der Haargrenze der Stirn und der Schläfen fortgesetzt, um dort kräftigen Haarwuchs zu erzielen, denn gerade auf die Beschaffenheit dieser Grenzlinien legt die japanische Aesthetik grossen Wert.

Vom 10. oder 11. Jahre an beginnen manche Mütter schon das Haar durch partielles Rasiren und Knüpfen für die künftige Frisur vorzubereiten. Diese besteht im Allgemeinen in einem Chignon, der die

verschiedensten Modificationen darbietet, sowie in einer mehr oder weniger starken Aufbauschnng der seitlichen Haarpartien. In der Mittellinie, zwischen Stirn und Wirbel, wird ein Schöpfchen der nach hinten gekämmten Haare zusamengebunden, und liegt bald auf dem Kopfe auf, bald wird es absichtlich bogenförmig in die Höhe gehoben. Der Aufbau der ganzen Frisur ist übrigens sehr complicirt und erfordert selbst von geübter Hand fast eine Stunde. Das Frisiren wird berufsmässig von den sog. *Kami iui* ausgeübt, die in Japan wegen der Schwierigkeit, sich selbst zu frisiren, für das weibliche Geschlecht noch weit unentbehrlicher sind als ihre Colleginnen in Europa. Bei dem Frisiren verfährt man wie folgt: Zuerst wäscht man das Haar mit grosser Ausdauer in heissem Wasser (von 65-70°) und reibt es bis alles Fett entfernt ist; dieses heisst Kamiarai; dann trocknet man es. Die Friseuse stellt sich nun hinter die zu Frisirende, welche mit einem Spiegel auf einem Gestell vor sich in üblicher Weise kniet, sie kämmt das Haar stark nach rückwärts, wäscht es in einzelnen Bündeln noch einmal mit heissem Wasser, um es geschmeidig und glatt zu machen, kämmt dann stark anziehend wieder mit grösster Energie, anfangs mit gewöhnlichem, dann mit gewichstem Kamm. Durch das Wachs verkleben die Haare zu einem starken Bündel, das nun je nach der beabsichtigten Frisur in verschiedener Weise behandelt wird. Allen den zalreichen Frisuren gemeinsam ist ein wiederholtes bündelweises Abbinden und Umschlagen der Haare; falsche Zöpfe und allerlei Bäusche spielen bei der Bildung der Chignons eine grosse Rolle. Jede japanische Frisur gibt ihrer Trägerin das Aussehen, dass sie sorgfältig geputzt ist, und trägt nicht wenig dazu bei, auch den niederen japanischen Frauen jenen Anschein von Sauberkeit und Reinlichkeit zu geben, der so vielen Reisenden auffällt. (1).

Der Einfluss der Frisur ist für die gesammte Erscheinungsweise des Kopfes von grösster Bedeutung, so sehr dass eine Frau oft kaum mehr kenntlich ist, wenn sie die Haare aufgelöst herabhängen lässt.

Natürlich wird ein so mühsamer und verhältnissmässig kostspieliger Aufbau mit Vorsicht behandelt und das Frisiren selbst bei Wohlhabenden nur alle par Tage ausgeführt. Nach unserer Weise auf Kissen zu schlafen, ist mit der Frisur oder Atama (= Kopf), wie sie genannt wird, unmöglich. Das japanische Schlafkissen, Makura, dagegen, auf welchem nur der obere Nacken aufruht, während der Kopf frei darüber schwebt, lässt die Frisur ganz unbehelligt.

Die letztere hat übrigens einen Nachteil, der vielleicht noch nicht genügend gewürdigt ist; das Anziehen und Spannen der Haare beim Kämmen und Binden ist so stark, dass häufig Kopfschmerz dadurch entsteht. Damen, welche wärend eines Aufenthalts in Europa abendländische Haartracht angenommen, klagen, dass sie bei der Rückkehr zur japanischen Frisur stets eine äusserst unangenehme Spannung der Kopfhaut empfinden. Ich bin geneigt, dies bei japanischen Frauen so über alle Maassen häufige Gefül von Spannung und Schwellung im Nacken und an den Schultern (Kataga-haru) wenigstens zum Teil auf die Frisur zurückzuführen.

Von der üblichen Haartracht ganz verschieden ist die bei Hofe gebräuchliche. Sie ist aus den einförmigen, verzeichneten Bildern der Tosa-Malerschule wol bekannt und besteht in einer pfannkuchen- oder heiligenschein-artigen, flachen Anordnung der Haare hinten am Kopfe, die sich nach unten zuspitzt und daselbst meist durch ein Band zusamengehalten ist. Auch bei dieser Frisur ist eine selbst sehr beschränkte Haltbarkeit nur durch Anwendung vielen Wachses möglich. Früher war es Sitte, der mangelhaften Länge der eigenen Haare durch Hinzufügung fremder in ausgiebigster Weise nachzuhelfen (ebenso wie es ja fast sämmtliche Chinesen mit ihrem Zopfe tun) und auf diese Weise entstand der langhinschleppende Haarwald, der uns auf den alten Bildern vornehmer Damen so unnatürlich erscheint.

Die Hoffrisur, deren Anblick von hinten von einer ihrer Trägerinnen mit trefflichem Humor einer Kaulquappe verglichen wurde, nimmt, wie diese Dame versichert, nicht weniger als vier Stunden zu ihrer Herstellung in Anspruch und soll das Non plus ultra von Unbequemlichkeit sein.

Wittwen und alte Frauen schneiden sich das Haar ab ader rasiren sich auch wol den ganzen Kopf.

Nonnen tragen stets den ganzen Kopf rasirt.

Mag nun eine oder die andere Frisur gewählt werden, stets ist für gute Ausführung derselben völlige Schlichtheit der Haare erforderlich und diese zu erzielen ist grossenteils der Zweck des heissen Waschens. Lockige Haare (chijire-ke)

(1) Es ist hier nicht der Platz, auf weitere Einzelheiten in dieser Hinsicht einzugehen; es sei nur bemerkt dass früher ein Mädchen und eine Verheiratete u. a. an der Haartracht unterschieden werden konnten, was jezt nicht immer der Fall ist.

gelten für hässlich und gemein, und es wird die grösste Mühe darauf verwendet, solche rebellische Haare schlicht zu machen. Ausser dem einfachen heissen Wasser steht in dieser Hinsicht in grossem Rufe eine Abkochung von Rinde der kadzura Japonica, vermutlich wegen des reichlichen klebrigen Saftes, den die Pflanze enthält.

Haarfärbemittel kommen selten in Anwendung, erstens weil bei Erwachsenen eine helle, von der als allein zulässig betrachteten schwarzen weit abweichende Farbe nicht vorkommt, und zweitens, weil ja das allzeit angewendete Fett und Wachs schon an und für sich das Haar dunkler erscheinen lassen.

In neuerer Zeit hört man wiederholt aus dem Munde von Europäern und namentlich von Europäerinnen, dass den Japanern blondes Haar ganz gut gefalle; es ist dies sicher ein Jrrtum, und man hüte sich, jede Höflichkeitsredensart für bare Münze zu nehmen. Der Japaner sagt: " schwarze Haare hat der Mensch, helle hat das Vieh und der — Affe." Man denke doch nur, welch unangenehmen und fast widernatürlichen Eindruck uns ein Albino macht! Und doch sind dessen Haare von hellblonden nicht so abweichend, als die letzteren von schwarzen! Und wie gesagt, die letzteren betrachtet der Ostasiate als die normalen. Auf japanischen Bildern hat nur der Teufel rote oder gelbe Haare.

Schon oben wurde erwähnt, dass auf die Form der Haargrenzen gegen das Gesicht grosser Wert gelegt wird. Auf der Stirn soll diese Grenze wie die Konturen des Fujiyamagipfels verlaufen, also zackig, weshalb eine gute Stirn fujibitae, Fuji-Stirn heisst. Vor dem Ohr soll der Haarwuchs möglichst tief nach abwärts weichen; bei wem dies nicht von Natur der Fall ist, der kämmt sich ein Büschelchen von oben bis zur Ohröffnung herab. Im Nacken soll das Frauenhaar jederseits der Mittellinie in einer Zacke tief nach unten vorspringen, und diese aesthetische Forderung trägt die Schuld an der seltsamen Art den Nacken zu schminken, von der später noch die Rede sein wird.

Uebrigens ist man in Japan wie anderwärts der Ansicht, dass nicht für jedes Gesicht dieselbe Frisur gleich gut passt. Das "Toilettenbuch für die Frauen der Hauptstadt" gibt eine lange Reihe von Abbildungen, auf denen jedesmal die für das Gesicht passende Frisur angegeben wird.

Haarschmuck. Die Schöpfchen auf dem Kopfe kleiner Mädchen werden bei grosser Toilette mit allerlei bunten Bändern geziert und es werden ein oder zwei lange Horn-(Elfenbein-,Metall-,Schildkrot- u. dgl.) Nadeln, an deren freiem Ende an federnden Drähten künstliche Blumen oder Insekten schwanken, senkrecht oder etwas schief hineingesteckt. Um die Pubertätszeit werden diese weggelassen, und an ihre Stelle tritt die lange japanische, auch von erwachsenen Frauen getragene Haarnadel, das Kanzashi, meist bestehend bei den Wolhabenden aus gelbem Schildkrot mit einer grossen roten Korallenkugel am freien Ende. Ferner werden hinten in den Chignon hinein rote oder blaugerippte Seiden-oder Baumwollbänder eingebunden. Bei verheirateten Frauen fallen diese weg, und das Kanzashi ist ihr einziger Haarschmuck.

Männer tragen keinerlei Kopfschmuck.

Kopfbedeckung. Für gewöhnlich gehen der Japaner und die Japanerin baarhäuptig. Früher trugen die Samurai auf Reisen hölzerne, lackirte, flache, breitkrämpige Hüte mit Wappen, in der Gestalt ganz ähnlich den bekannten schwarzen Jesuitenhüten. Jetzt tragen die wohlhabenden Japaner sämmtlich europäische Kopfbedeckung, wenn sie überhaupt eine tragen. Die arbeitenden Klassen tragen zum Schutz gegen Regen uud Sonne enorme, bis ein Meter durchmessende flache Hüte aus Schilf oder Bambus-Fasern, die so befestigt sind, dass Luft zwischen Hut und Kopf freien Durchgang hat, oder sie binden ihr blaues Handtuch (das allgegenwärtige Tenugui) um den Kopf.

Die Frauen der niederen Klassen tragen denselben Hut wie ihre Männer, früher trugen denselben auch Samuraifrauen auf der Reise. Für gewöhnlich aber verbietet die jap. Frisur an und für sich schon das Tragen eines Hutes. Im Winter binden die Frauen auf der Strasse ein seidenes oder baumwollenes Tuch über Kopf und Gesicht (dzukin) so dass nur die Augen und ihre Umgebung sichtbar bleiben; das Tuch erinnert aufs Lebhafteste an die Tücher, welche die Frauen auf den Madonnabildern von Holbein, Lukas Cranach u. A. tragen.

Dass es bei Frauen nicht für schön gilt am Körper stark behaart zu sein, versteht sich von selbst. Reiben mit rauhem Tuch gilt für ein gutes Mittel die Haare an Armen und Beinen zu entfernen.

Oeffentliche Mädchen pflegen sich auch wol die Haare an den Genitalien auszuziehen, nicht in der Absicht, in welcher die ausgewandert gewesenen Frauen bei *Aristophanes* το δελτα παρατετιλμεναι vor ihren Männern erschienen, sondern aus weit praktischeren Gründen.

Ueber den Koerperbau im Allgemeinen.

Wir gehen hier nicht genauer auf die Grösse ein, die nachher speciell und ausführlich abgehandelt wird, sondern betrachten übersichtlich und kurz den Wuchs, die allgemeinen Merkmale und Proportionen des Körpers.

Schon früher (Bd. III S. 330, Seite 1 des Sonderabdrucks) ist die Rede davon gewesen, wie überaus verschieden die Statur und äussere Erscheinung des Japaners von verschiedenen Autoren geschildert wird. Es wurde erwähnt, dass die Einen die Japaner als hohlbrüstig, miserabel gebaut, mager, muskelarm schildern, während die Andern voll Bewunderung von der herrlichen Muskulatur dieses Volkes reden und dasselbe als "stalwart" bezeichnen. Wir haben uns mehr der letzteren Auffassung angeschlossen und haben jezt die Gründe dafür beizubringen zugleich mit dem Erklärungsversuch für die so grosse Abweichung der Urteile. Zuvörderst aber wollen wir noch die Zeugnisse von zwei vielgereisten Männern und scharfen Beobachtern anführen, die sich in unserem Sinne aussprechen. *v. Hübner* in seinem "Spaziergang um die Welt" äussert sich ganz enthusiastisch über den schönen Körper der Kuli, und *Nordenskiöld* (Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega, Bd. II. S. 312) sagt: So mancher, besonders von den jüngeren Männern, hat übrigens einen so herrlich gebauten Körper, dass der Bildhauer, welchem es gelänge, denselben treu in Marmor wiederzugeben, sich augenblicklich einen berühmten Namen machen würde.

Alle, die sich bewundernd über japanischen Körperbau äussern, haben die Masse des Volkes, die niederen Stände im Auge, wie sie sich im sehnigen Schiffer, im kräftigen Lastträger, im gelenkigen Wagenzieher, im robusten Bauern präsentiren. So *Janka, van Buren, von Hübner, Nordenskiöld.* Nur der offenbar in Bezug auf Körperformen sehr anspruchsvollen Miss *Bird* vermögen diese wolgebauten Männer keinen Beifall abzugewinnen, vielmehr wird das ganze männliche Geschlecht im Lande des Sonnenaufgangs rundweg für jämmerlich gebaut erklärt. Während wir über dieses Urteil weiter kein Wort verlieren, verlohnt es sich doch nach den Gründen zu suchen, die einen so geistreichen und erfahrenen Mann wie *Wernich* zu seinem von den oben citirten und ebenso von unseren Anschauungen weit abweichenden Aeusserungen führen konnten. Die Erklärung liegt darin, dass *Wernich* seine Beobachtungen nahezu ausschliesslich in Tokio gemacht hat, und zwar überwiegend an dem Material, welches ihm seine Tätigkeit am Krankenhause bot. Nun aber ist der Unterschied zwischen den Bewohnern von Tokio und denen in Lande an und für sich schon sehr bedeutend in Bezug auf Kraft und Muskelentwicklung, sodann recrutirten sich Diejenigen, die bei europäischen Aerzten Hülfe suchten, während der ersten Jahre des Bestehens des Krankenhauses in der grossen Mehrzal aus Angehörigen der besseren und mittleren Stände, ja selbst heutzutage bilden die eigentlich armen Klassen einen unnormalen Teil der Besucher der Klinik und Poliklinik, wie ich an anderer Stelle statistisch erhärten werde.

Die höheren Stände aber sind, seitdem sie vom Fechtsaale und vom Turn- und Ringplatze auf Schulbank und Bureau übergegangen sind, und freilich auch zum Teil schon durch hereditäre Schwäche, sehr herabgekommen. Die Studenten namentlich, von unbegrenztem Lerneifer und in ihren neuen Anschauungen törichterweise jede körperliche Uebung neben starker geistiger Arbeit in ungewohnter Stellung verschmähend, sind grossenteils so betrübend schwächlich, dass die Regierung sich endlich selbst veranlasst sieht, den oft wiederholten Ermahnungen der fremden Lehrer zu folgen und regelmässige Gymnastik an den Schulen einzuführen. Ungefähr dasselbe gilt von den Beamten, dasselbe gilt in potenzirtem Maasse von den hohen alten Adelsfamilien. Diese, deren Ahnen sich doch ihre Besitztitel und ihren Rang sämmtlich auf dem Schlachtfeld erwarben — zum Teil durch Taten, die heute in der Erinnerung des Volkes fortleben als wären sie gestern vollbracht worden, — diese vornehmen Adligen sind oft körperlich furchtbar degenerirt. Es wäre ungerecht, der jetzigen Generation oder ihren nächsten Vorfahren die Schuld dafür ganz aufzubürden. Sie sind die Opfer eines grausamen Systems. Durch viele Geschlechter wirksam, hat es schliesslich zum jezigen Zustande geführt.

Als *Tokugawa Iyeyasu* sich zum Herrn des ganzen Landes gemacht hatte, so dass de facto der Titel, "weltlicher Kaiser", welcher ihm von den Europäern gegeben wurde, gar nicht so unpassend schien, da war es sein Ziel, das Uebergewicht seiner Familie auf lange Zeiten zu sichern. Wie er seinem Ziele nahe kam, wie sein Enkel *Iyemitsu* es erreichte, ist zu bekannt, als dass es hier ausführlicher Erörterung bedürfte. Es gelang der neuen Pseudodynastie, einen für zwei und ein halbes Jahrhundert unerschütterten Frieden einem Lande zu geben, das vorher viele Jahrhunderte lang von Bürger-

kriegen durchtobt gewesen war, und zwar, ohne dass der angeborene kriegerische Sinn während dieser langen Friedenszeit im Geringsten gelitten hätte — eine Leistung, die wol einzig dasteht in der Geschichte. Ohne Opfer konnte das nicht gehen, und solche Opfer waren die *Daimio*, die früheren Genossen ihres jezigen Herrn, des *Shogun* in Yedo. Sie mussten jeden ernsten politischen Einflusses beraubt werden, und dies geschah, indem man ihnen äusserlich und scheinbar die grossartigsten Ehrenbezeugungen erweisen liess, sie faktisch aber von den Geschäften fern hielt und durch ein raffinirtes System von Spionage und Bevormundung ganz unschädlich machte. Ihre Ratgeber, die *Karo*, besorgten die Geschäfte und taten selbst meist alles, was in ihren Kräften stand, ihre Herren in Ohnmacht zu erhalten. In Verweichlichung und Nichtstun verfloss ihnen die Zeit, und wenn schon die Männer ein schlaffes untätiges Leben führten, wie viel mehr galt das von den Frauen. Sie wurden meist aufgebracht und verzärtelt wie die Puppen; und wenn solche schwächliche Mütter nun auch noch ihre von schwächlichen Vätern gezeugten Kinder selbst säugten, so muste sich ja die Schwächlichkeit in immer verstärktem Maasse weitererben. So kommt es, dass unter dem hohen Adel (*Kwazoku* wie sie jezt heissen) die in schwachen Familien erblichen Uebel, wie Wasserkopf, Hirnentzündung der Kinder, Idiotismus, Skrophulose und Tuberkulose in ihren verschiedenen Formen und mit ihren Folgen, in anderwärts unerhörter Häufigkeit vorkommen und die Reihen der alten Geschlechter decimiren. Aber das wird anders werden. Mit höchst anerkennenswertem Eifer und vollem Verständniss für das was auf dem Spiele steht, hat der *Kwazokuklub* eine gute Schule errichtet, in welcher körperliche Uebungen eifrig betrieben werden, und Reiten, Fechten, Jagen und anderer Sport wird unter den Erwachsenen dieser Klassen mehr und mehr Mode. Natürlich gab es stets Ausnahmen von der allgemeinen Schwächlichkeit, und ich kenne mehrere Mitglieder solcher Häuser, die von Natur alle Anlage zu Athleten haben.

Diese schwächlichen Städter hatte *Wernich*, der fast gar nicht im Lande reiste, hauptsächlich vor Augen bei seiner Beschreibung von dem dürftigen Körperbau der Japaner. Mir will es indessen scheinen, als ob auch diese kleinen und unscheinbaren Männer in Begug auf ihre Leistungen sehr unterschätzt wurden. Wer gesehen hat, welche Geschicklichkeit und welche Kraft viele derselben beim Schwertfechten und namentlich beim *Yawara*, einer hochausgebildeten Ring- und Athletenkunst, an den Tag legen, der ist gewiss geneigt zuzugeben, dass das *Volumen* der Muskulatur allein nicht ein Maasstab ist für das, was dieselbe leisten kann. Wol spricht die europäische Physiologie davon, dass ein Quadratmillimeter Muskelquerschnitt so und so viel Arbeit leisten könne, aber solche Bestimmungen haben nur einen bedingten Wert, denn wo Muskelarbeit in Frage kommt, da sind die Innervationsenergie und der Zustand des Nervensystems überhaupt von weit grösserer Bedeutung, als gewöhnlich angenommen wird. Auch ist es höchst wahrscheinlich, dass das, was dem blossen Auge gleichmässig als Muskelfleisch erscheint, in dynamogener Beziehung wesentlich verschieden sein kann. Diese Bemerkungen, die man bei aufmerksamer Beobachtung überall machen kann, müssen sich Jedem mit zwingender Gewalt aufdrängen, der die Japaner und zwar namentlich die *Samurai*-Klasse aufmerksam studirt. Ich habe die Ueberzeugung, dass eine richtige Erziehung in einer einzigen Generation ein Geschlecht liefern kann, das bedeutenden Anforderungen genügt.

Die Hauptmasse des Volkes bedarf keiner solchen Verteidigung, um als kräftig anerkannt zu werden; das Aussehen dieser Leute spricht für sich selbst, und dasselbe tun ihre Leistungen im Laufen, Lasttragen, Rudern, im Arbeiten überhaupt. Verlässt man die Hauptstadt, geht man ins Innere des Landes, das noch wenig von den neuen Kultureinflüssen beleckt ist, so findet man, dass der schwächlich Gebaute die Ausnahme ist. Ich habe mehrmals Gelegenheit gehabt, grössere Versammlungen von Bauern bei Volksfesten, Wettrennen etc. in abgelegenen Gegenden zu beobachten; ich kann nur wünschen, dass die Zweifler an dem gesunden Bau des japanischen Volkes auch einmal solche Gelegenheiten hätten; die Sauli würden als Pauli zurückkehren.

Gehen wir nach diesen allgemeinen Bemerkungen direkt zum Koerperbau über, so sind, wie schon oft erwähnt, zwei Typen zu unterscheiden, der eine vornehme, schlanke, und der andere untersetzte. Der Unterschied ist aber bei den Männern weit unwesentlicher als bei den Frauen, denn was bei den lezteren als plump und unschön erscheint, kann sich beim Manne als kräftige Muskulatur geltend machen und ästhetisch vollkommen zulässig sein. Des-

halb ist auch der Unterschied zwischen einem kräftigen Manne vom feinen und einem vom untersetzten Typus in den Gesichtszügen weit grösser als am übrigen Körper.

Der erstere Typus ist im Ganzen grösser und in seinen vollkommenen Exemplaren, deren Körpermaasse Tafel XIII, unten, verzeichnet gibt, schlanker gebaut als der andere, dessen Eigenschaften aus Tafel XIII, oben, ersichtlich sind.

Die Leute von schlankem Typus zeigen die stärkere Entwicklung in die Länge in allen Einzelheiten. Der Schädel neigt zur Dolichokephalie, das Gesicht ist sehr lang, die Nase ist lang, der Hals ist lang, der Thorax, der gesammte Rumpf ist lang, die Glieder sind schlank gebaut. Bei den arbeitenden Klassen dagegen ist das Gesicht breit, die Nase kürzer und breiter, der Hals kürzer und kräftig, der Brustkorb wol gebaut und sehr muskulös, die Glieder kurz und fleischig.

Natürlich gibt es nach beiden Seiten hin Abweichungen und Ausartungen. Der schlanke Typus geht nur zu oft ins Dürre, Schwächliche, Kümmerliche über, und die Muskulatur der Arbeiter ist zuweilen fast zur Unschönheit stark ausgeprägt.

Im Grossen und Ganzen kann man sagen: Der Japaner hat eine geringe Körpergrösse, einen grossen Kopf, ein langes Gesicht mit meist auffallend vorstehenden Jochbogen, flachen Oberkiefern, schief aussehenden Augen, einer bald feinen bald plumpen Nase, leicht prognathem Gebiss; der Rumpf ist sehr lang, die Arme und Hände sind schön geformt, die Beine sind sehr kurz.

Gehen wir nun zu dem *weiblichen Geschlechte* über, so haben wir auch hier früher zwei Typen unterschieden, und zwar noch schärfer als bei den Männern, nämlich einen schlanken, höheren Typus mit feinen Zügen, langem, schmalem Gesicht, feiner Adlernase, kleinem Munde, zartem Gliederbau; und einen zweiten, niederen Typus; dieser geht mehr in die Breite, sowol im Gesicht im Ganzen als in seinen einzelnen Teilen; auch Rumpf und Glieder sind dick, kurz, plump.

Der *feine Typus* in seiner reinsten Form ist fast nie auf der Strasse oder im öffentlichen Leben zu sehen; er findet sich in den hohen Familien, und die Frauen dieser Kreise führen ein ganz stilles, zurückgezogenes Leben. Erst neuerdings wird es unter westlichen Einflüssen Sitte, dass vornehme japanische Damen an der Seite ihrer Männer in Gesellschaft erscheinen, und bei einigen grossen officiellen Festlichkeiten hatte denn auch eine Anzal von Europäern Gelegenheit, sich zu überzeugen, dass es wirklich schöne Frauen in Japan gibt. Die Mädchen aber erscheinen selbst jezt noch nicht bei solchen Anlässen, und nur wenige Abendländer wissen, wie häufig in den alten Adelsfamilien die feinen, zarten Gesichter zu finden sind, in welchen der Japaner das Ideal weiblicher Schönheit erblickt.

Leider artet diese Zartheit nur allzu oft ins Kränkliche, Schwächliche aus, und der durchscheinende, marmorblasse Teint, die glänzenden schönen Augen, der sanfte, rote Hauch auf den Wangen haben für den erfahrenen Blick etwas Unheilverkündendes. Wie liebliche, zarte Blumen unter scharfem Herbstwinde, so welken diese schlanken Frauengestalten rasch dahin, sobald der rauhe Hauch der Krankheit sie berührt; ihr Körper ist nicht gemacht, Schädlickeiten und Stürmen zu trotzen, welche kräftigere Constitutionen ohne bleibenden Schaden ertragen. Von Geburt an schwach und gebrechlich, werden sie durch verkehrte Erziehung noch gebrechlicher, und viele von ihnen fallen dem Fluch der höheren Stände in Japan, der Schwindsucht, zum leichten Opfer oder schleppen jahrelang, jahrzehntelang ein freudloses, genussloses Leben dahin, nie zum Vollgefühle der Gesundheit und dem belebenden Bewusstsein nützlicher Tätigkeit gelangend. Bis jezt ist es eine Ausnahme, unter diesen Frauen einer wirklich gesunden blühenden, kraft- und jugendatmenden Erscheinung zu begegnen. Glücklicherweise macht sich auch hier eine Reaction fühlbar, und es ist dringend zu hoffen, dass richtige Erziehung einen Weg finden möge, die Schwächen des Körpers zu beseitigen, ohne dass die Grazie und der Zauber feinen weiblichen Benehmens verschwinden, welche die wol erzogene Japanerin auszeichnen.

Natürlich ist indessen dieser Typus nicht ausschliesslich auf die höchsten Kreise beschränkt, und die Vertreterinnen desselben sind nicht sammt und sonders schwächlich. So rühren die auf Tafel XIV, Nro 1 verzeichneten Maasse von einer gesunden, kräftigen, zwanzigjährigen Repräsentantin des feinen Typus her, während die folgenden Nummern 2 und 3 denselben in seiner delicaten Form zeigen.

Eine Japanerin vom feinen Typus ist, ohne Rücksicht auf individuelle Abweichungen, etwa folgendermassen gebaut: Die Grösse ist um ein Kleines bedeutender als die der gewöhnlichen Frauen ihres Landes. Die Gestalt ist sehr schlank, sehr schmal, mager, zartknochig. Der Kopf ist bald mesokephal, bald leicht

dolichokephal; Das Gesicht ist sehr lang, schmal, die Jochbogen prominiren nur mässig, die Stirn ist nieder, die Haare wachsen tief in die Schläfe herein; die Augen sind schief, die Lidspalte ist bald sehr eng, bald weit, der freie Rand des oberen Lids ist meist nicht sichtbar. Der Nasensattel liegt, wie bei allen Japanern, relativ tief, die Oberkiefer sind etwas flach; die Nase ist stark convex, mit der Spitze etwas nach einwärts gezogen (Adlernase), dabei lang und schmal. Der Mund ist fein geschnitten, aber durch leichten Prognathismus und vorragende Schneidezähne öfters etwas entstellt. Das Kinn tritt deutlich hervor, ist schmal, weil das lange Gesicht von den Jochbogen nach dem Kinn sich rasch zuspitzt, Hals schlank, Rumpf sehr lang. Schultern und Nacken sind selbst bei sonstiger Magerkeit schön gerundet, Hände klein, lang, schmal, mager, zart. Brustkorb lang, schmal, dürr; Busen meist klein. Unterleib sehr lang, Hüften schmal, die fleischigen Teile wenig entwickelt, Beine kurz, mager, schlaff, nicht immer gerade. Knöchel durch das viele Sitzen zu dick, die nie durch Schuhe eingeengten Füsse relativ breit.

Der plumpe Typus (vgl. Taf XIV) ist in jeder Beziehung der Gegensatz des vorhergehenden. Seine Vertreterinnen sind kleiner, sehr kräftig, robust gebaut, von Gesundheit strotzend. Der Kopf ist runder, mehr brachykephal oder mesokephal. Das Gesicht ist sehr breit, mit stark entwickelten Jochbogen. Die Wangen sind voll, lebhaft gerötet, die Augenlidspalte mehr oder weniger spitz nach aussen zu laufend, der obere freie Lidrand durch die wulstig herabsinkende, fette Lidfalte meist bedeckt, manchmal so, dass die Gestalt des Auges einem schmalen Knopfloche gleicht. Nasenrücken flach, Nase breit, stumpf; Lippen wulstig; Mund gross, Kiefer oft etwas prognath; Kinn voll, breit zurücktretend, Hals und Schultern fleischig, voll. Rumpf lang und breit, Brustkorb kräftig. Brüste stark entwickelt· Arme dick, rund, stramm. Hände verhältnissmässig fein. Hüften breit; Beine sehr kurz; Oberschenkel kurz, sehr dick und plump; Waden bald sehr dick, bald aber selten im Verhältniss zum Oberschenkel dünn; Knöchel plump, Füsse kurz, breit.

Dieser Typus ist der herrschende bei den Bauern und den niederen Klassen der Stadtbewohner. Hier müssen die Frauen die Arbeit des Mannes teilen, sie tun Feldarbeit, ziehen Lasten, haben als Dienerinnen in Wirtshäusern oder grossen Geschäften vom Morgen bis in die späte Nacht sich abzuquälen.

Eine reichliche Erfahrung im Beobachten des weiblichen Körpers, wie ich sie in siebenjähriger Tätigkeit als Frauenarzt am Universitätskrankenhaus hatte, und die zalreichen Messungen, die ich während dieser Zeit, und namentlich während des lezten Jahres, gemacht, haben mich indessen belehrt, dass man bei den Frauen noch einen mittleren Typus unterscheiden muss, der wahrscheinlich aus der Mischung der beiden extremen Formen entstanden ist. Man sieht ihn am häufigsten bei den Frauen der Stände, die unseren besseren bürgerlichen Klassen entsprechen, also beim Beamtenstand, bei den Familien der *Samurai* und der Kaufleute. Hat man diesen Typus erst einmal kennen gelernt, so wundert man sich darüber, dass er einem in seinen Eigentümlichkeiten nicht früher auffiel. Man ist aus dem Gesicht im Stande, mit ziemlicher Sicherheit auf den Bau und die Proportionen der einzelnen Teile, usque ad privatas partes, zu schliessen. Dieser mittlere Typus ist nach abendländischen Vorstellungen körperlich am besten gebaut. Die Gestalt ist gleich weit entfernt von der Magerkeit und Schlaffheit des feinen und von der plumpen Fülle des niederen Typus. Das Gesicht hat fast stets etwas Liebliches, eigentlich schön ist est selten. Es ist relativ breit, aber wegen der wolgebildeten Weichteile springen die Jochbogen nicht hässlich hervor; es hat eine frische, gesunde Farbe und einen guten reinen Teint. Die Augen sind wenig schief, die Falte des oberen Lides ist wenig entwickelt; grosse Augen sind verhältnissmässig häufig. Die Nase ist ziemlich gut gebaut, viel weniger distinguirt, prominirend und lang als die feinen Adlernasen, aber doch von der Seite gesehen meist leicht convex; der Mund ist meist klein und sehr hübsch. Nacken, Arme und Hände sind selbst für Japanerinnen schön. Der Rumpf ist lang, zu lang; der Busen gewöhnlich klein und gut geformt; die Hüften sind relativ breit, die Beine sind zu kurz und dick, und darum ist die ganze Gestalt nach unseren Begriffen etwas gedrückt.

Aesthetisches ueber den Koerperbau, ueber Haltung und Gang.

Jedes Volk oder wenigstens jede Rasse hat ihre eigenen Begriffe von Schönheit. Sie nimmt zu deren Basis gewisse Körperformen, die man an den offenbar Vollkommeneren der Stammesgenossenschaft beobachtet, und ist bestrebt, diese möglichst rein zum Ausdruck zu bringen, wobei oft die Kunst hülfreiche Hand leisten muss. Häufig finden wir sodann, dass

die darstellende Kunst diese speciellen Formen übertreibt, und durch diese Uebertreibung hat sie wieder eine Rückwirkung auf die Anschauungen über Schönheit, die ja stets mehr oder weniger von Malerei und Bildnerei beeinflusst werden. Auf diese Weise kommt es, dass sich bei verschiedenen Völkern verschiedene Schönheitsideale ausbilden, jedes berechtigt, sobald man es in seiner psychologischen Entwicklung verfolgt, und ungekehrt.

Der Europäer stellt den Teufel schwarz, der Neger weiss, der Japaner rot dar. Wer hat Recht? Gesehen hat ihn keiner, aber jeder gibt ihm Attribute, die ihn abstossen.

Der Maure in Nordafrika liebt möglichst fette, der Japaner möglichst magere Frauen; der Chinese bewundert einen kleinen Fuss, den der Europäer nicht ohne Abscheu uud Entrüstung betrachten kann. Im Abendlande liebt man lockige Haare, in Japan gelten sie für abscheulich.

Aber nicht bloss bei verschiedenen Rassen ist der Begriff der Schönheit verschieden, sondern er wechselt innerhalb derselben Rasse oder innerhalb desselben Volkes im Laufe der Zeit auffallend genug.

Ich sehe ganz ab von der kaleidoskopisch wechselnden Mode mit ihren Aeusserlichkeiten. Die meisten Menschen halten wol heute eine hohe Stirn für schön; zur Zeit des *Horaz* zog man eine niedere vor, zur Zeit *Van Dyk's* ebenfalls, und viele heutige Frauen scheinen eine niedere Stirn auch für eine Zierde zu halten, nach ihren Frisuren zu urteilen. Weder in Griechenland noch in Rom hat man auf die Kleinheit des Fusses besonderen Wert gelegt, während heutzuge Millionen von Füssen, nicht bloss in China, entstellt werden, um einem falschen Schönheitsbegriff zu genügen.

Niemand hat je bei einer Venus jene Karrikirung der weiblichen Gestalt beobachtet, die man — horribile dictu — als « schöne Taille » bezeichnet.

Mit solchen Balken im eigenen aesthetischen Auge tut der Abendländer wol, an die abweichenden Anschauungen anderer Völker vorsichtig heranzutreten, und sie nicht ohne Weiteres von seinem eigenen, durch Gewohnheit parteiischen Standpunkt zu beurteilen. Jedes Ding hat seine Schönheit — aber nicht Jeder sieht sie, sagt der grosse *Konfucius*, und er spricht damit eine Wahrheit aus, tiefer und schöner als der vielbesprochene Satz *Hegel's*: « Alles, was ist, ist vernünftig. »

Wer fremde Völker in ihrer Denkweise verstehen und gerecht beurteilen will, der muss sich eben selbst in diese, ihre Denkweise und ihr Gefühl hineinversetzen können, muss geistige Elasticität genug besitzen, um einen Gegenstand mit ihren Augen zu sehen; tut er das, so wird er meist finden, dass die scheinbar absurdesten Dinge auch ihre logische Seite haben.

Wie manches verkehrte Urteil über die Japaner — in bonam oder in malam partem — würde vermieden werden, wenn die Beurteilenden sich auf diesen Standpunkt stellten! Ja nur aus dem Nichtinnehalten dieses Standpunktes lassen sich die diametral entgegengesetzten Urteile über die Japaner überhaupt erklären. Auch in ihren Schönheitsbegriffen haben die Japaner allerlei was uns fremd erscheint, ja fast abstösst, was man aber bei näherem Eingehen wenn auch nicht bewundern, so doch verstehen lernt; man lernt begreifen, wie durch eine allmälige — nach unseren Begriffen — Verirrung schliesslich aus ganz gesunder Grundlage eine Carricatur entstehen konnte. In mancher anderer Hinsicht sind aber die aesthetischen Begriffe der Japaner richtiger als die unsrigen; wenigstens nach dem Dafürhalten Vieler, die lange hier gelebt haben.

Auch in Japan verschieben sich übrigens die Begriffe von Schönheit im Laufe der Jahrhunderte. Auf den Bildern von *Matahei* und den schönen Holzschnitten von *Shikawa Moronobu* und von *Miyagawa Chōun* (17. bis Anfang des 18. Jahrhunderts) sind alle Gesichter der Frauen voll und rund gezeichnet, und zwar je vornehmer, um so runder; heutzutage ist das gerade Gegenteil der Fall; wie früher die Gesichter zu vollmondmässig waren, so sind sie jezt zu lang; auf die Wirklichkeit wird dabei eben von den Künstlern so gut wie gar keine Rücksicht genommen. Im Folgenden ist die Rede von denjenigen aesthetischen Anschauungen und ihrer Verbildlichung, wie sie seit anderthalb Jahrhunderten unbestritten herrschen.

Die erste auffallende Tatsache, die uns auf aesthetischem Gebiete entgegentritt, ist die, dass die Japaner gar kein Verständniss für die Schönheit der menschlichen Gestalt *im Allgemeinen* und für edle Proportionen zu haben scheinen, ja ich möchte positiv sagen, dass sie es nicht haben.

Die hohe Ausbildung des Sinns für schöne Körperformen bei den Griechen wird grossenteils darauf zurückgeführt, dass dieselben häufig schöne nackte Gestalten in freier Bewegung sahen; dadurch begeisterten sich, sagt man, nicht bloss die Künstler

und schufen unsterbliche Werke, sondern das Wesen des ganzen Volks wurde durch dieselben günstigen Verhältnisse und durch den Anblick der Meisterwerke der Kunst mit Schönheit durchtränkt. Das sind Redensarten, die sich vom Katheder oder von der Rednerbühne sehr gut anhören, aber es sind eben Redensarten, hohle Prasen, die etwas zu besagen scheinen, einer ernsten Prüfung aber nicht Stand halten. Es hat zahlreiche Völker gegeben, die unter einem eben so günstigen Himmel lebten und auch nackt gingen und auch eine hohe materielle und geistige Kultur erreichten, z. B. viele semitische Stämme, Assyrer, Inder, Chinesen, aber sie haben niemals in der Bildnerei etwas geleistet, was mit den Leistungen der Griechen im selben Atem genannt werden darf. In mehreren deutschen Residenzstädten wird seit Generationen die Kunst staatlich und privatlich cultivirt und den heranwachsenden Geschlechtern mit Hochdruck eingeimpft, es stehen vorzügliche Sammlungen zum unentgeltlichen Besuche offen, und sie werden besucht, es stehen auf Markt und Strassen zalreiche schöne Denkmäler, und sie werden bewundert, aber zeigt die Bevölkerung jener Städte in ihrer Erscheinung, in ihrem Geschmack irgend welche Früchte solch edler Einrichtungen und Bestrebungen? Schwerlich.

In den Japanern aber haben wir ein in der Tat künstlerisch hochbegabtes Volk, als Volk vielleicht in dieser Hinsicht begabter als irgend ein heutiges Volk in Europa, ein Volk, das die Malerei in seiner Weise seit mehr als tausend Jahren ununterbrochen cultivirt hat, ein Volk, dessen zalreiche Mäcenasse den Künstlern jederzeit ihre Arbeit in jeder Weise erleichterten und förderten, ein Volk, das für die Beobachtnng des nackten Menschen in Ruhe und in jeder Art von Bewegung die denkbar günstigsten Bedingungen bietet — und dieses Volk entbehrt des Verständnisses für schöne Körperformen! Fast jeder Fremde, der das Land betritt, spricht mit Enthusiasmus von den herrlichen Formen und der prächtigen Muskulatur der nackten Arbeiter, Wagenzieher, Läufer, Fischer; der Japaner sieht diese Leute sein Leben lang täglich, aber nie hat es ein eingeborener Künstler versucht, den Körper eines solchen Menschen in seiner ganzen plastischen Kraft und Vollkommenheit wiederzugeben! Man kann die ganze japanische Malerei durchsuchen, ohne eine einzige gut gezeichnete Hand zu finden. Der neuerdings in Europa so sehr gepriesene *Hokusai* malt Stellungen und Gesichtszüge überaus treffend — wenn auch immer mit Neigung zur Carricatur —. Hände und Füsse aber sind auf seinen Bildern geradezu abscheulich. Nicht als ob die Maler solche Körperteile nicht malen könnten, wenn sie wollten — sie können es sehr gut. Ich habe ein Heft Studien von *Kiōsai*, dem genialsten heutigen Maler Japans, gesehen, in welchem ganz vorzüglich gezeichnete Hände in allen Stellungen vorkamen, aber auf einem Gemälde *Kiosais* ist mir nie eine gut gezeichnete Hand vorgekommen.

Die japanische Kunst befasst sich überhanpt nicht mit der detaillirten, sozusagen photographisch gewissenhaften Darstellung der Gegenstände, sondern sie begnügt sich mit Umrissen, es dem Beschauer überlassend, die Lücken in seinem Sinne auszufüllen und das Ganze zu beleben. Andeutungen von Grenzlinien eines Gebirges, mit einem Vogel ohne Einzelmalerei, sind für den Japaner völlig genügend, vorausgesetzt, dass die Grenzlinien in edler und möglichst sicherer Weise ausgeführt sind. Dasselbe ist bei der Poesie der Fall: Ein japanisches Gedicht gibt nur den allgemeinen Gedanken, auf Details lässt es sich meist so wenig ein, dass es dem Europäer oft als einfache platte Redensart erscheint. Nicht so dem Japaner; er belebt es; ihm gibt es die Stimmung, und mehr will er nicht; das Einzelne malt er sich selbst aus.

So mit der Gestalt; abgesehen vom Gesicht, geht er nicht ins Einzelne, er bewundert die ganze Erscheinung, die Haltung, die Bewegung, und, charakteristisch genug, er bewundert die bekleidete, nicht die nackte Gestalt. Das Kleid scheint geradezu wesentlich; wenn er weibliche Schönheit darstellen will, so wird der Japaner nie und nimmer einen nackten Körper wählen. « Das tut er nur, wenn er Obscoenitäten malen will.» Solche obscoene Bilder, *Makuraie* oder *Waraie*, sind überaus häufig im Lande des Sonnenaufgangs, wo sie als Hochzeitsgeschenke den neuvermälten Paaren unter das Kopfkissen — *Makura* — gelegt wurden, aber alle diese Bilder nackter Menschen sind so jämmerlich verzeichnet, dass sie ihren Zweck nur bei Leuten erreichen können, die jeglichen Sinnes für Körperformen baar sind.

Diese bewusste Vernachlässigung der Körperformen, dieser Hohn auf alle Regeln der Anatomie und der feinen Plastik lässen sich, wie gesagt, einzig und allein erklären aus der Auffassung des Japaners von Schönheit und Kunst. Was am menschlichen Körper seine hauptsächliche oder fast alleinige Auf-

merksamkeit erregt, das ist erstens das Gesicht, und zweitens die Haltung des Körpers.

Das Gesicht wieder wird fast ausschliesslich nach dem Gesammteindruck beurteilt, hässliche, geradezu unnatürliche Details stören nicht im Mindesten. Zwei gebildete Japaner bewundern ein Gemälde der Tosa-Schule; ich frage sie, ob sie an den Gestalten darauf nichts unangenehm berühre; sie sagen nein; ich mache sie darauf aufmerksam, dass die im reinen Profil abgebildeten Frauen nicht die Spur einer Nase haben, und dass die Augen in Frontansicht gezeichnet waren. Jezt wundern sich die Beschauer selbst darüber, dass ihnen das vorher nie aufgefallen war. Es gehörte eben zur Eigentümlichkeit dieser Schule, hässliche Klumpen statt Frauengesichter zu malen (1), im Uebrigen waren die Maler geschickte, gute Coloristen, und man nahm die Gesichter hin wie sie waren, ohne weiter zu überlegen.

In Bezug auf die männliche Gestalt ist est mir nicht erinnerlich, jemals eine bewundernde Aeusserung aus japanischem Munde oder auch nur ein Wort gehört zu haben, welches Interesse für Ebenmaass der Formen bewiesen hätte. Unter den japanischen Ringern finden sich neben zalreichen scheuslichen Fettwänsten nicht wenige herrlich gebaute Männer; niemals werden die lezteren gewählt, wenn Typen der Kraft in Bildern dargestellt werden, sondern stets die ersteren; und so aufmerksam ich auch auf die Aeusserungen unter den Zuschauern lauschte, wenn neue Paare in die Arena traten, kein Ausruf galt einer athletisch gebauten Gestalt.

Unter dem Einflusse der Schauspieler und der populären Illustratoren hat sich ein Kanon für männliche Schönheit oder vornehme Männlichkeit herausgebildet, der jedem Beschauer japanischer Bilder und Bücher aus neuerer Zeit nur zu wol bekannt ist: Eine ziemlich schmächtige Gestalt mit langem Hals, langem Gesicht, einer hakenförmig zugespitzten Nase, einem schiefen verzerrten Mund, schiefen spaltförmigen Augen, schmaler hoher Stirn. Dass das Carricatur und keine Wirklichkeit ist, bedarf keines Beweises. Die Gestalt ist für einen schönen Mann nach japanischer Auffassung Nebensache.

Um so anspruchsvoller sind die Japaner bei der Gestalt der Frauen. Ein schönes, edel gebautes Weib muss nach japanischen Begriffen etwa folgende Eigenschaften haben:

Gestalt lang und schmal, Gesicht lang und schmal, Augen lang, Nase lang und schmal, Arme schlank, Hände lang und schmal, Brustkorb und Leib lang und schmal, Hüften schmal, Beine lang und schmal (dünn). Die überall verbreiteten bunten Bilder (*Ukiyo-e* oder *Nishiki-e*) geben diesen schönen Typus in übertriebener Form wieder.

Der wesentlichste Unterschied in der Auffassung einer schönen weiblichen Gestalt im Occident und in Japan liegt in der Forderung schmaler Hüften und allgemeiner Schlankheit und Magerkeit seitens des Japaners. Mit Abscheu und Verachtung wendet er sich von den Fleisch- und Fettwülsten Rubens'scher Gestalten ab, die ihm nach Schmer und Schweiss zu riechen scheinen. Dicke, volle Formen sind nach seiner Ansicht Zeichen unschönen Ueberwiegens des Rohsinnlichen, Materiellen in der Gestalt, während er bei einem schönen Weibe das Verfeinerte, Aetherische, das Ueberwiegen des höheren, dem Rohmateriellen fernstehenden Elements sucht. Die zarte, feine, schlanke Gestalt mit dem bleichen durchsichtigen Teint und den scharfen Zügen ist für den Japaner ein höheres Wesen, sie ist durchgeistigt, ist eine Art Abstractum aus dem Stofflichen der alltäglichen Welt. Die ausgeprägtesten, aber sehr seltenen, cypressenschlanken, weiblichen Typen mit den ganz schiefen nach den Schläfen verlängerten Augen haben in der Tat etwas eigentümlich Fremdes, Weltfernes, das fast unheimlich anmutet. In diesem Sinne sagt auch der Japaner: *Bijin wa kowai*, d. h. ein wahrhaft schönes Weib hat etwas Scheueinflössendes (besser passt statt des deutschen Wortes der englische Ausdruck *awe inspiring*); Mehrmals glaubte ich lebendgewordene aegyptische Statuen zu sehen. Neben dieser stolzen, beherrschenden, mehr junonischen, unterscheidet der Japaner die liebliche, ansprechende weil anspruchslose Schönheit, bei welcher zarte Formen auch erwünscht, aber nicht durchaus notwendig sind. Diese Lieblichkeit, erhöht durch feines, mädchenhaft keusches Benehmen findet man oft bei den Töchtern der mittleren Gesellschaftsklassen.

Breite Hüften gelten für das Unfeinste, was am weiblichen Köper vorkommen kann. Eine schlaffe Brust wird gerne verziehen — man sieht sie ja meist nicht, — ein plumper Fuss und hässlicher Gang sind entschuldbar, aber breite Hüften — nein.

Europäische Frauen misshandeln nicht bloss ihren Körper, um Hüften und Gesäss hervortreten zu machen, sondern schieben zu diesem Zwecke auch noch allerlei widersinnige Kunstprodukte ein. Dem Japaner ist dies, um mit *Schoppenhauer* zu reden,

(1) Mit Ausnahmen! Auf einzelnen buddhistischen Bildern und auf Gemälden von *Matahei* sind manche sehr lebenswahre Gesichter zu finden.

« ein unanständiges zur Schau tragen der weiblichen Geschlechtsabzeichen ».

Er will zierliche Hüften sehen, *Yanagikoshi*, Gestalten schlank wie eine Weide. Deshalb betrachtet es eine Frau als grosses Unglück, wenn ihr die Natur ein breites Becken uud stark ausgeprägte posteriora verliehen hat, und sie tut, was in ihren Kräften steht, um das Vorspringen dieser Teile zu vermindern. Europäerinnen sind wol zuweilen der Ansicht, dass der japanische Gürtel den Zweck habe, die hintere, untere Partie des Rückens grösser erscheinen zu lassen. Die armen Japanerinnen! Gerade das Gegenteil von dem, was sie beabsichtigen, traut man ihnen zu. Der Gürtel hat den Zweck, die Taille auszugleichen, wodurch die Hüftenbreite kleiner aussieht. Einer Japanerin macht man ein schlechtes Compliment, wenn man von ihrer schlanken Taille spricht; hat sie eine solche von Natur, so stopft sie den Gürtel noch extra mit Papier aus. Ist der Gürtel richtig gebunden, so erreicht er seinen Zweck völlig und zeigt die Hüfte schmal; wie ich mich mehrmals an europäischen Damen überzeugte, welche japanische Kleidung angelegt hatten.

Von Natur hat die Japanerin eine Taille wie sie dem Weibe zukommt; vergleicht man sie mit der Taille griechischer Statuen, so sind die Proportionen ungefähr dieselben. Dagegen sind selbst viele griechische Statuen den Japanern zu fleischig und dick. Die Photographie der Rückseite der capitolinischen Venus entlockt regelmässig den Ausruf: welch enormer Hintere! was einen unbedingten Tadel involvirt. Was dem Japaner gefällt, ist die mediceische Venus oder Gestalten ähnlicher Art. Die schlafende Venus Tizians in Dresden wird allgemein bewundert.

Wernich schreibt: « Stelle man sich das weibliche Schönheitsideal als Juno, Venus oder Hebe vor, — sie sind in Japan sämmtlich nicht zu finden. Die erste würde hier knochig und mit einem Stiernacken, die zweite mit hängenden Brüsten und erschreckend breiten Hüften, die dritte mager und mit trockenen Armen, eingezogenem Unterleib und hervorragenden Beckenknochen ausfallen ». Das ist denn doch gar zu ungerecht. Stiernacken sind in Japan weit seltener als in Europa; hängende Brüste und breite Hüften kommen überall vor, aber wo in aller Welt wird man denn die Vorbilder für eine Juno unter Waschweibern und die für eine Venus unter runzligen, plumpen Vetteln suchen? In Japan sicher am allerwenigsten. Zeugniss dafür das oben Gesagte. Dagegen stimme ich dem erwähnten Autor ganz bei, wenn er die Beine als alle Illusion zerstörend bezeichnet. Sie sind im Allgemeinen zu kurz und sind meist krumm; teils durch das viele Kauern, teils durch den einwärts gekehrten Gang.

DER GANG UND DIE HALTUNG DER FRAUEN.

Eine japanische Frau steht oder geht nie ganz aufrecht; das gilt für unschön; je mehr sie feine Manier und höfliches Benehmen zeigen will, um so mehr drückt sie ihre weibliche Bescheidenheit und Unterwürfigkeit durch leicht gebeugte Haltung aus. Der Oberkörper ist leicht nach vorne geneigt, die Kniee sind etwas gebeugt. Die Geisha (Sängerinnen und Tänzerinnen) und solche, die ihnen nachahmen, haben oft eine wesentlich verschiedene Haltung. Um ja das Gesäss recht klein erscheinen zu lassen, strecken sie den Unterbauch vor und gleichen die normale Concavität der Lendenwirbelsäule aus.

Der *Gang* der Frauen ist sehr unschön, sowol wenn sie auf der Strasse die abscheulichen ungraziösen Stelzschuhe aus Holz (*Geta*) tragen, als auch im Hause, wo sie in baumwollenen Strümpfen oder barfuss gehen. Die Etikette verlangt von der wolerzogenen Frau oder Tochter, dass sie mit ganz kleinen, schlürfenden Schritten gehe, wobei die Fussspitzen nach innen gedreht und die Kniee von einander entfernt sind. Der Fuss wird, namentlich beim Gehen im Hause auf den Matten und in Gegenwart von Vornehmen oder von Gästen, so gut wie gar nicht vom Boden abgelöst, sondern gleitet über denselben weg. Wenn er abgehoben wird, so geschieht dies so, dass die Fussohle dem Boden parallel bleibt, also das Fussgelenk dauernd im rechten Winkel gebeugt ist. Auch die leicht gebeugten Knie werden nicht bewegt, sondern die Bewegung geschieht im Hüftgelenk und oft noch mehr im Becken.

Wir sehen somit, dass, bei allen Verschiedenheiten im Einzelnen, doch in Japan ebenso wie in Europa eine schlanke Gestalt für fein gilt, und das Bestreben, welches alte griechische Bildhauer und mittelalterliche deutsche Maler (übrigens Michel Angelo zeigt gleichfalls starke Anklänge) die Längenproportionen übertreiben liess, findet sich auf den japanischen Bildern schöner oder schönseinsollender Frauen wieder. In beiden Fällen besteht die Neigung, die Beine abnorm lang zu malen. Der Unterschied liegt nur darin, dass der Europäer seinen Zweck durch Verkleinerung des Kopfes und der

Japaner durch Verschmälerung der Schenkel und der Hüften zu unterstützen sucht. Von Natur ist der Europäer in dieser Hinsicht unbestreitbar weit im Vorteil; seine längeren Beine geben seiner Gestalt etwas Leichtes, Elastisches, Freies, seiner Bewegung etwas Schwunghaftes, das dem kurzbeinigen Japaner abgeht. Die «weitausschreitenden» Helden Homers müssen lange Beine gehabt haben. Der Gegensatz zwischen einem schlanken Nordeuropäer und einem Japaner ist in der Tat auffallend: sitzen beide, so mögen sie annähernd gleich gross sein; stehen sie, so ragt der blonde Sohn des Nordens um Hauptes-länge über den untersetzten Japaner; das heisst: der Rumpf des Japaners ist sehr lang, während seine Beine im Vergleich mit denen des Andern kurz und stumpig ausfallen. Indessen das Auge gewöhnt sich bald an die neuen Proportionen, und die meisten Europäer sind entzückt über den Körperbau nackter japanischer Arbeiter. Bei Frauen aber bleibt die Kürze der Beine und die Länge des Rumpfes stets unangenehm. Die stolzen, tannenschlanken, königlichen Erscheinungen mit den langen Beinen und dem kurzen Rumpf gibt es in Japan nicht. Uebrigens will es mich bedünken—ich urteile hier nur aus der Erinnerung, Zahlen stehen mir nicht zu Gebote,—als ob auch in Europa zwischen den germanischen und den romanischen Völkern ein wesentlicher Unterschied in Bezug auf die fraglichen Proportionen bestände. Typische Jtaliener und Südfranzosen haben einen entschieden längeren Rumpf und kürzere Beine als Germanen (und Kelten), vor allem als Engländer und Amerikaner (1). Und die alten Porträtstatuen aus der Zeit des kaiserlichen Roms zeichnen sich gleichfalls durch langen Rumpf und kurze Beine aus. Auch in Bezug auf Schulterform beobachtet man oft eine Aehnlichkeit des japanischen Körpers mit dem römischen. Der Germane hat einen schlanken, langen Hals, der allmälig in die Schultern übergeht; der Romane und ebenso der kräftige Japaner hat einen kurzen Hals, mehr plözlich gegen die Schultern abgesetzt.

Nach dieser allgemeinen Einleitung gehen wir über zu den

(1) Bei letzteren hat offenbar das Klima viel mit der Entwicklung in die Länge zu tun. Die Kinder aller Europäer werden in Amerika im Durchschnitt etwas grösser als die Eltern. Ich erinnere mich mehrerer Beispiele, wo Kinder von wolbeleibten, breitgesichtigen deutschen Eltern völlig den schlanken, scharfzügigen, langgesichtigen amerikanischen Typus trugen.

MESSUNGEN DES KOERPERS UND SEINER TEILE.

KOERPERGEWICHT.

A. Männer.

Das durchschnittliche Körpergewicht junger japanischer Männer aus den besseren Ständen, z. B. Studenten, beträgt 52-54 Kilogramm, das von Männern im mittleren Alter steigt auf fast 60 Kilo. Das Gewicht der arbeitenden Klassen ist wesentlich grösser und beträgt etwa 56 Kilo. schon im 20. Jahre. Verhältnissmässig hohe Zahlen findet man bei Soldaten, ja die Angaben, die ich Herrn Dr. *Ishiguro* verdanke, sind so hoch, dass man zweifeln muss, ob die Wage völlig richtig war.

Im Folgenden ist eine Anzal von Messungsreihen zusammengestellt:

Beruf.	Alter.	Zahl der Gewogenen.	Durchschnittlich.	
			Gewicht in kg.	Grösse in cm.
Studenten	21-24	25	52,3	156
Do.	22-26	25	53,7	161
Beamte, Gelehrte, Offiziere, Kaufleute....	20-60	1000	55,6	160
Cavalleristen	23	140	55	159
Infanteristen	22	30	58	154
Cavalleristen	22	30	63	161
Reitende Artilleristen.	22	30	65	164
Berg-Artilleristen....	22	30	69	165
Pioniere.....	22	30	65	161
Trainsoldaten.....	22	30	62	159

Folgende Uebersicht gibt die Gewichts- und zugehörigen Grössenverhältnisse der einzelnen Jahre für erwachsene Männer, wie sie sich Herrn Dr. *Indo* zur Untersuchung für die Lebensversicherung vorstellten. Der genannte Herr hat mir diese wie viele andere Zahlen aufs Liebenswürdigste zur Verfügung überlassen.

Alter.	Zahl der Individuen.	Durchschnittlich.	
		Gewicht.	Grösse.
20	26	52.7	156
21	21	52.2	157
22	34	53.4	155
23	30	53.7	157
24	40	53.8	159
25	45	54.0	160

Alter.	Zahl der Individuen.	Durchschnittlich.	
		Gewicht.	Grösse.
26	42	53.7	160
27	58	53.1	162
28	50	53.4	160
29	78	56.7	158
30	56	56.0	159
31	46	56.7	161
32	39	57.4	159
33	46	56.2	158
34	51	54.0	155
35	39	55.1	160
36	45	56.1	160
37	32	56.9	160
38	44	55.8	161
39	30	60.0	161
40	25	56.7	164
41	30	60.9	161
42	32	57.9	159
43	26	58.4	156
44	14	57.4	162
45	22	58.6	161
46	13	57.3	161
47	23	53.9	158
48	9	55.9	158
49	9	52.8	156
50	11	52.0	158

Diese Zahlen stimmen wol überein mit denen, welche wir im entsprechenden Alter bei Studenten gefunden haben, und sie beweisen, dass die höheren Stände in Japan leichter sind als gleichalte Soldaten oder Arbeiter. Es ist dies eine merkwürdige Tatsache, weil in Europa die wolhabenderen Stände sich u. a. durch höheres Gewicht vor den ärmeren Klassen auszeichnen. Die Erklärung der Verschiedenheit liegt darin, dass in unseren Ländern die männliche Jugend der höheren Stände, von Natur schon körperlich kräftig angelegt, durch vernünftige, gesundheitsgemässe Erziehung und Pflege des Leibes die Nahrung gut assimilirt und zu stattlichen, starken Männern heranwächst; während in Japan umgekehrt die höheren Schichten der Gesellschaft meist von Geburt an schwächliche und zarte Kinder zeugen, die bei ihrer relativ ruhigen Lebensweise wenig Körpermaterial ansetzen.

Erwähnenswert ist noch, dass es eine Menschenklasse in Japan gibt, welche ein das gewöhnliche Maass weit übersteigendes Gewicht aufweist, das sind die professionellen Ringer, *sumotori*. Diese Männer sind nicht bloss gross und sehr stark, sondern auch, im Gegensatz zu unseren Athleten, meist ganz enorm fett, manchmal in einem solch widerwärtigen Grade, dass ihnen das Fett am Bauch sackartig herabhängt und man kaum begreift, wie diese keuchenden Fettwänste eine oft wahrhaft herkulische Kraft entfalten können. Ein Gewicht von 100 bis 120 kg. bei 170 cm. Grösse ist gar nicht selten unter den Ringern.

Vergleichen wir das Gewicht der Japaner mit dem der Europäer, so zeigt sich, wie es ja nicht anders zu erwarten steht, dass der Japaner ein geringeres Gewicht hat. *Quetelet* in seiner Anthropometrie gibt das durchschnittliche Gewicht erwachsener Belgier zu 66 kg., Andere geben das von Deutschen sogar nur zu 63 oder zu 60 kg. an. Diese Ziffern sind nach meiner Erfahrung zu niedrig. Wiegt man Männer von 35-45 Jahren, und dieses Alter muss als massgebend für Erwachsene betrachtet werden (wie dies ja unsere Tabelle auch für Japaner ergibt), so stellt sich das Gewicht des Deutschen erheblich höher, nämlich auf 70 oder mehr kg. bei einer durchschnittlichen Körpergrösse von 169-170 cm. (Beiläufig sei hier bemerkt, dass Engländer und namentlich Amerikaner bei gleicher Grösse leichter sind als Deutsche). Viele Gewichtstabellen, die wir in statistischen oder medicinischen Werken finden, sind auf Wägungen von Rekruten gegründet, und dass ein Mann mit 20 oder 21 Jahren noch nicht sein volles Gewicht erreicht hat, braucht kaum erst bewiesen zu werden.

Quetelet fand, dass der Mann das Maximum seines Gewichtes gegen das 40. Jahr erreicht, und wir finden nach vorstehender Tabelle dasselbe bei den Japanern: Das 39-46 Jahr weisen die höchsten Zahlen auf.

Betrachten wir nun das Gewicht im Vergleich zur Körperhöhe, so finden wir, dass der durchschnittlichen Grösse des erwachsenen Japaners, 158-159 cm, beim Europäer ein Gewicht von 49 kg. entspricht; der Japaner aber ist bei dieser Grösse ca. 55 kg. schwer, wenn man die Masse des Volkes in Betracht zieht, ja die Soldaten sind angeblich bedeutend schwerer. Daraus ist freilich nicht direct zu schliessen, dass der Japaner im Allgemeinen ein *relativ* bedeutenderes Volumen des Körpers hat, denn auch in Europa sind Leute, die mit 159 cm. den Abschluss ihres Wachstums erreichen, schwerer, als Männer, bei denen diese Grösse schon im 16. Jahr

erreicht wird, und die später vielleicht bis zu 170 und mehr cm. weiterwachsen.

Immerhin aber beweist unsere Rechnung in völliger Uebereinstimmung mit dem, was wir in der Einleitung als Resultat des allgemeinen Eindrucks der Bevölkerung gesagt haben, dass die Japaner im Ganzen nicht das dürftig gebaute und genährte Volk sein können, das manche Schriftsteller aus ihnen machen wollen.

Nach *Quetelet* übertrifft das Gewicht des Erwachsenen etwa 21 mal das des Neugeborenen. In Japan finden wir dieses Verhältniss im Ganzen 18 : 1, das Gewicht des Neugeborenen als 3 kg. angenommen. Also der Japaner vervielfacht während des Wachstums sein Gewicht weniger als der Europäer. Es rührt dies davon her, dass bei der Geburt die Gewichtsdifferenz zwischen Europäern und Japanern absolut und relativ geringer ist als nach vollendetem Wachstum.

Es folgen hier noch einzelne Zahlen über das Gewicht der japanischen Jünglinge von der Pubertät bis zum 20 Jahre. Es betrug das Durchschnittsgewicht:

	Bei Japanern.	Bei Europäern (nach Quetelet)
Im 14 Jahre.....	38.7 kg.	37.1
15 »	42.6	41.2
16 »	48.0	45.4
17 »	52.1	49.7
18 »	53.0	53.9
19 »	53.1	57.6
20 »	52.8	59.5
25 »	54.0	66.2

Meine Messungen sind freilich nicht übermässig zalreich, (vom 14. — 19. Jahre 4, 13, 5, 15, 10, 9 Individuen) aber sie beweisen durch ihre innere Uebereinstimmung doch, dass das Wachstum des Japaners in die Schwere sehr viel früher sich dem Abschluss nähert, als das des Europäers. So beträgt die Gewichtszunahme des Japaners vom 17. — 25. Jahre 4 %, die des Europäers in derselben Zeit 33 %! Selbst wenn zufällig die gewogenen Japaner ungewöhnlich schwer gewesen sein sollten, und wenn sich die Zahlen für Japaner den europäischen Proportionen nähern sollten, erreichen werden sie sie nie, und wir haben hier sicher eines der interessantesten Resultate unserer Untersuchungen vor uns. Dasselbe ist um so auffallender, als die äusseren Zeichen der Geschlechtsreife sich beim Japaner kaum früher einstellen als beim Europäer.

B. Frauen.

Wie die Männer, sind auch die Frauen der höheren Stände in Japan leichter als die der arbeitenden Klassen, das beweist die folgende Uebersicht:

Koerpergewicht Japanischer Frauen.

Stand.	Alter.	Zahl der Gewogenen.	Durchschn. Gewicht.	Durchschn. Grösse.
Höhere Stände...	17-45	60	45.4 kg.	147 cm.
id. ...	17-41	32	46 »	147 »
id. ...	21-44	17	46 »	149 »
Niedere Stände..	20-54	60	47 »	145 »

Diese Uebersicht zeigt, dass trotz grösserer Körperlänge das Gewicht der Frauen der höheren Stände kleiner ist als das der niederen.

Unter höheren Ständen werden hier die Frauen aus den alten Adelsfamilien und den besseren bürgerlichen Klassen, unter niederen Arbeiterinnen verstanden.

Die Gelegenheit zu Wägungen der ersteren bot sich mir in der gynaekologischen Poliklinik, welche ganz im Gegensatz zu europäischen Verhältnissen nahezu ausschliesslich von Frauen von Beamten, Officieren, Gelehrten, Kaufleuten etc. besucht war.

Als Frauen aus niederen Ständen wurden Wärterinnen, Dienerinnen, Arbeiterinnen im Krankenhaus gewogen. Natürlich wurden alle Fälle ausgeschlossen, bei denen durch Krankheit oder sonstige Verhältnisse das Gewicht abnorm beeinflusst erschien.

Wie anderwärts ist auch in Japan das Gewicht weiblicher Kinder bei der Geburt kleiner als das männlicher, und der Unterschied dauert zu Gunsten der Knaben fast bis nach dem 13. Jahre. Von diesem Jahre bis etwa zum 16. sind die Mädchen ebenso schwer oder selbst schwerer als die Knaben, weil bei ersteren die Pubertät mit ihren volleren Formen frühzeitiger eintritt als bei lezteren. Vom 17. Jahre an wird der Mann wieder schwerer als die Frau und bleibt es bis zum Tode. Im reifen Alter von 30 — 40 Jahren ist das Gewicht des Mannes etwa 8 — 10 Kg. höher als das der Frau; für Europa gibt *Quetelet* die Differenz der beiden Geschlechter auf 10 — 12 Kg. an, was in Procenten ausgedrückt ungefähr denselben Wert ergibt.

Groesse.

Die Japaner sind im Allgemeinen ein kleines Volk, wenigstens im Vergleich mit den Nationen der mittelländischen Rasse; auch von ihren nächsten festländischen Nachbarn, den Koreern und Nordchinesen, werden sie an Groesse und kräftiger Gestalt übertroffen. Dennoch sind sie nicht so gar klein und dürftig gebaut, wie sie von manchen Seiten geschildert werden, und es sind sowol *Wernich* als *Rein* mit ihren Angaben in dieser Hinsicht im Irrtum. Ersterer sagt, dass die durchschnittliche Grösse der Elitetruppen 154 cm. betrage, (während in Wirklichkeit das Minimalmaass derselben nie niederer als 159 cm. war), und *Rein* gibt den Japanern eine Durchschnittsgrösse von 150 cm.! Danach wären die Japaner, abgesehen von einigen afrikanischen Stämmen, das kleinste Volk der Welt. Aber diese Maasse bleiben, wie wir gleich sehen werden, weit hinter der Wirklichkeit zurück.

Andererseits wird die Grösse von *Mohnike* überschätzt, wenn er als Durchschnitt für den erwachsenen Japaner 167 cm. angibt. *Janka* mit 156 cm. kommt der Wahrheit weit näher. Nach *Mohnike* hätten also dieselben eine Grösse gleich der der romanischen Bevölkerungen Südeuropas, der Jtaliener und Spanier, und das ist auch wieder nicht der Fall. Solche Differenzen lassen sich nur daraus erklären, dass die Beobachter entweder an verschiedenen Orten maassen, deren Bevölkerungen verschieden gross sind, oder dass sie ihre Schlüsse auf eine zu kleine Zal von Messungen gründeten und so dem Zufall zu viel Spielraum liessen.

Die erstere Erklärung scheint nahe zu liegen, weil das Japanische Reich so lang gedehnt ist, sich über so viele Breitegrade erstreckt, dass man wol vermuten kann, die Einwohner seien in Folge der differenten klimatischen Einflüsse körperlich verschieden. Aber erstens ist die Differenz des Klimas zwischen Kagoshima (31° 25′ n. Br.) und Hakodate (41° 46′ n. Br.) nicht so gross als in Europa zwischen zwei 10° auseinanderliegenden Orten, und zweitens zeigt die wirkliche Erfahrung, dass die Bevölkerung des ganzen Landes im Durchschnitt ungefähr gleich gross ist. Es mag sein, dass man im Süden, wo *Mohnike* maass, etwas häufiger stattlichen Gestalten begegnet als im Norden, wo sich Blut und untersetzter Bau der Aino noch einigermassen geltend machen, aber im Grossen und Ganzen sind die Differenzen so gering, dass man sie nicht in Rechnung stellen darf. Es muss also der Grund für das weite Auseinandergehen der Angaben darin liegen, dass die Resultate sich auf eine ungenügende Basis stützten, und das ist in der Tat der Fall. Wie schon in der Einleitung erwähnt, waren eben diese Differenzen in den Angaben der Grund für mich, die Messungen auf weit zalreichere Individuen auszudehnen, als es bisher geschehen war. Folgendes sind meine Resultate.

A. Männer.

Die durchschnittliche Grösse erwachsener Japaner beträgt nach Messungen an 2500 Individuen

158 - 159 cm.

Diese Zahlen sind abgeleitet aus folgenden Reihen:

1100	Leute der mittl. u. höh. Stände massen durchschnittlich.....	159 cm.
50	Studenten u. Gelehrte massen durchschnittlich .	161 »
35	id. ..	158 »
35	id. ..	157½ »
20	Arbeiter massen durchschnittlich	157 »
1050	Soldaten.	158 »
210	id.	161 »
Summe 2500	durchschnittlich.....	über 158 cm.

Dazu ist zu bemerken, dass die Durchschnittszahlen für die Soldaten, namentlich die der zweiten Reihe, etwas zu hoch sind, weil die kleineren Infanteristen bei den Messungen nicht in genügender Proportion vertreten sind.

Folgendes sind die Maasse der einzelnen Truppengattungen:

570	Infanteristen	durchschnittlich.	155.7 cm.
141	Reiter	id. ..	159 »
239	Pioniere	id. ..	161 »
96	Trainsoldaten	id. ..	161.7 »

ferner:

30	Infanteristen	154 »
30	Reiter	161 »
30	reitende Artilleristen.....	164 »
30	Berg-Artilleristen.....	165 »
30	Pioniere.....	161 »
30	Trainsoldaten	159 »

Das Minimalmaas beträgt für Infanterie 150, für die anderen Waffengattungen 159 cm.

Im Ganzen findet man, dass die höheren Stände etwas grösser sind als die niederen, für welche lezteren die Durchschnittsgrösse sicherlich nicht

über 157 geht. Das ist auch der Grund, warum wir für den Durchschnitt des gesammten Volkes 158 für richtiger halten als 159 cm., obwol aus der Gesammttabelle nahezu die leztere Zahl sich ergibt. Die folgende Uebersicht gibt die durchschnittliche Grösse in verschiedenen Jahren bei 1100 Lebensversicherten:

Die durchschnittliche Grösse betrug:			
Im 20 Jahre	bei 26 Individuen:	156 cm.	
» 21 dto.	» 22 dto.	157½	»
» 22 dto.	» 34 dto.	155	»
» 23 dto.	» 32 dto.	157	»
» 24 dto.	» 40 dto.	159½	»
» 25 dto.	» 45 dto.	159½	»
» 26 dto.	» 43 dto.	160	»
» 27 dto.	» 57 dto.	162	»
» 28 dto.	» 50 dto.	160	»
» 29 dto.	» 78 dto.	158	»
» 30 dto.	» 55 dto.	159	»
» 31 dto.	» 46 dto.	161	»
» 32 dto.	» 39 dto.	158	»
» 33 dto.	» 45 dto.	158	»
» 34 dto.	» 51 dto.	155	»
» 35 dto.	» 39 dto.	160	»
» 36 dto.	» 44 dto.	160	»
» 37 dto.	» 33 dto.	159½	»
» 38 dto.	» 44 dto.	161	»
» 39 dto.	» 30 dto.	161	»
» 40 dto.	» 25 dto.	164	»
» 41 dto.	» 30 dto.	162	»
» 42 dto.	» 32 dto.	158½	»
» 43 dto.	» 28 dto.	159	»
» 44 dto.	» 14 dto.	162	»
» 45 dto.	» 20 dto.	161	»
» 46 dto.	» 11 dto.	160½	»
» 47 dto.	» 22 dto.	158	»
» 48 dto.	» 9 dto.	158	»
» 49 dto.	» 10 dto.	156	»
» 50 dto.	» 11 dto.	158	»
» 51 dto.	» 10 dto.	159	»
» 52 dto.	» 9 dto.	161	»
» 53 dto.	» 5 dto.	161	»
» 54 dto.	» 6 dto.	154	»
» 55 dto.	» 5 dto.	158	»
	1100 Individuen.	159 cm.	

Daraus erhellt ohne Weiteres, dass der erwachsene Mann seine volle Grösse erst im 35.-45. Jahre erreicht, und dass bei der gebräuchlichen Methode, Rekrutenmaasse als Norm von Bevölkerungsmaassen zu benützen, zu niedere Resultate erzielt werden. *Baxter* fand in den Vereinigten Staaten die grösste Höhe im 35., *Allaire* bei französischen Gardereitern im 41.-45. Jahre. Gegen das 50. Jahr nimmt die Körpergrösse wieder etwas ab, was ebenfalls mit den Erfahrungen in anderen Ländern übereinstimmt.

Wie bereits erwähnt, sind die Leute der höheren Stände im Ganzen grösser als die der niederen; ganz dasselbe findet man ja auch in anderen Ländern, z. B. in Norddeutschland und England, wo die Angehörigen des Adels an Körpergrösse den Durchschnitt nicht unwesentlich überschreiten—eine Folge der Zuchtwal und günstiger äusserer Verhältnisse. Ganz besonders gross aber sind in Japan die berufsmässigen Ringer; unter ihnen gibt es zahlreiche Individuen von 175, ja selbst einzelne von 190 cm. und darüber. *Quetelet* hat aufs nachdrücklichste hervorgehoben, wie wichtig es ist, nicht bloss den Durchschnitt der Grösse, d. h. die Summe der Körperhöhen dividirt durch die Zahl der Individuen, zu ermitteln, sondern namentlich festzustellen, welches die *am häufigsten* vorkommende Grösse, die *mittlere* Grösse sei, und wie sich die anderen Grössen um dieselbe gruppiren. Diese Gruppirung ist nach *Quetelet* eine vollständig symmetrische, dem sog. binomialen Gesetz folgende. Unter dem Gesetz der binomialen Linie versteht er die Tatsache, dass die einzelnen Zahlen, repräsentirend die Häufigkeit einer bestimmten Körpergrösse, sich beiderseits symmetrisch um eine Mittelzahl gruppiren, welche die häufigst vorkommende Grösse ausdrückt. Die Maasse werden als Abszissen und die Häufigkeitszahlen als Ordinaten graphisch dargestellt; die auf diese Weise entstandene zweischenklige Kurve ist eben die binomiale Linie (vgl. Tafel XVI, Nebenfigur).

Dieses Gesetz soll so sicher sein, dass man, wenn einzelne Zahlen zwischendurch fehlen, dieselben geradezu theoretisch soll construiren können. Und nicht bloss auf die Körpergrösse, sondern auch auf die verschiedensten anderen, ins Gebiet der Statistik fallenden Verhältnisse, selbst auf Moralstatistik, findet das binomiale Gesetz seine Anwendung.

Soweit mir bekannt ist, ist die Richtigkeit dieses Gesetzes bis jezt noch nicht an aussereuropäischen Völkern geprüft worden, für die es natürlich, wenn richtig, dieselbe Geltung haben muss.

Untersuchen wir unser Material in dieser Hin-

sicht, so ergibt sich folgendes Resultat,[2] auf Taf. XVI graphisch dargestellt :

Von 1727 Maennern maassen :

138 cm.	1	= 0,06 %
139 »	2	= 0,12 »
140 »	4	= 0,24 »
141 »	3	= 0,18 »
142 »	4	= 0,24 »
143 »	2	= 0,12 »
144 »	7	= 0,42 »
145 »	10	= 0,6 »
146 »	15	= 0,9 »
147 »	7	= 0,42 »
148 »	16	= 0,96 »
149 »	17	= 1,00 »
150 »	44	= 2,64 »
151 »	31	= 1,86 »
152 »	48	= 2,58 »
153 »	39	= 2,34 »
154 »	63	= 3,78 »
155 »	116	= 6,96 »
156 »	84	= 5,04 »
157 »	117	= 7,02 »
158 »	127	= 7,62 »
159 »	90	= 5,40 »
160 »	181	= 10,86 »
161 »	105	= 6,30 »
162 »	92	= 5,52 »
163 »	106	= 6,36 »
164 »	63	= 3,78 »
165 »	107	= 6,42 »
166 »	49	= 2,94 »
167 »	46	= 2,76 »
168 »	43	= 2,56 »
169 »	23	= 1,36 »
170 »	25	= 1,50 »
171 »	17	= 1,02 »
172 »	8	= 0,48 »
173 »	4	= 0,24 »
174 »	2	= 0,12 »
175 »	7	= 0,42 »
176 »	0	= 0,00 »
177 »	0	= 0,00 »
178 »	0	= 0,00 »
179 »	1	= 0,06 »
180 »	1	= 0,06 »
Summe	1727	= 100 %

Ein Blick auf diese Zahlen oder auf die Tafel belehrt uns, dass für die nicht unerhebliche Zahl von über 1700 Messungen das Gesetz nicht in der Schärfe seine Bestätigung findet, wie sie Quetelet behauptet und beansprucht, dass aber im Ganzen sich doch eine ähnliche Kurve bildet.

Von Messungen von der Pubertät, dem 14. Jahre, bis zum 20. Jahre mögen folgende hier ihren Platz finden :

4	Jünglinge	von 14	Jahren	maassen durchschnittlich..	147 cm.
13	dto.	15	dto.	..	152 »
5	dto.	16	dto.	..	157½ »
15	dto.	17	dto.	..	156 »
10	dto.	18	dto.	..	156 »
9	dto.	19	dto.	..	158 »

Der —mit Vorsicht— daraus zu ziehende Schluss lautet :

Der Japaner wächst vom Eintritt der Pubertät an nur noch etwa 8 %, der Europäer nach den meisten Statistiken 13 %; eine höchst beachtenswerte Erscheinung, wenn auch die Differenz nicht so enorm ist wie beim Gewicht !

B. Frauen.

Es wurden 242 erwachsene Frauen gemessen, mit folgenden Ergebnissen : Es maassen :

173 Frauen	der höheren u. mittl. Stände durchschnittlich.....	147, 4 cm.
69 Frauen	der arbeitenden Klassen	145 »

Das Alter der Frauen betrug 18-50 Jahre ; die äussersten Grenzen der Grösse waren 134 und 163 cm.

Es zeigt sich also bei den Frauen wie bei den Männern, dass die höheren Stände die niederen an Höhe übertreffen, während nach früheren Angaben bezüglich des Gewichtes das Umgekehrte der Fall ist.

Die Häufigkeit der einzelnen Maasse zeigt folgende Tabelle :

Von 246 Frauen maassen :

134 cm.	2	0,72 %
135 »	2	0,72 »
136 »	2	0,72 »
137 »	1	0,36 »
138 »	3	1,08 »
139 »	8	2,88 »
140 »	9	3,24 »
141 »	9	3,24 »
142 »	18	6,44 »
143 »	15	5,40 »
144 »	21	7,50 »
145 »	31	11,16 »
146 »	18	6,44 »

147 cm.	18	6,44 %.
148 »	23	8,28 »
149 »	17	6,12 »
150 »	24	8,64 »
151 »	14	5,04 »
152 »	12	4,32 »
153 »	5	1,80 »
154 »	5	1,80 »
155 »	7	2,52 »
156 »	5	1,80 »
157 »	1	0,36 »
158 »	3	1,08 »
159 »	1	0,36 »
161 »	1	0,36 »
163 »	1	0,36 »

Ueber die Maasse von Mädchen s. bei " Wachstum der Geschlechter."

Spannweite.

In Europa gilt es als eine allgemein bekannte und fast selbstverständliche Tatsache, dass ein Mensch mit ausgestreckten Armen einen seiner Länge entsprechenden Raum umfasst (klaftert). Deshalb ist auch ein Klafter gleich 6 Fuss, weil letzteres Maass von jeher für das eines wolgebauten erwachsenen Mannes gegolten hat. Diese Auffassung ist für gewöhnliche Zwecke ganz richtig und genügend, aber in einer wissenschaftlichen Arbeit, die sich mit der Feststellung von Normen beschäftigt, müssen selbst relativ kleine Unterschiede berücksichtigt werden, um so mehr als dieselben oft als ethnologische Unterscheidungsmerkmale dienen können.

Betreffs des Verhältnisses der Spannweite zur Körperhöhe haben europäische Untersuchungen ergeben, dass erstere grösser ist als letztere, dass sie ferner bei dem langrumpfigen, kurzbeinigen, weiblichen Geschlecht relativ kleiner ist als beim männlichen. *Quetelet* gibt Spannweite beim männlichen Geschlecht auf 105%, beim weiblichen auf 101, 6% der Körpergrösse an. Nach meinen Messungen an Deutschen ist 105 % für Männer noch zu nieder gegriffen.

Der Japaner nähert sich durch seinen langen Rumpf und seine kurzen Beine den Proportionen des Weibes, und es erhält dieses seinen Ausdruck u. A. in der Spannweite. Ich finde in % der Körperhöhe die Spannweite bei 53 Studenten und Gelehrten (Tafel XII) 100,2 %, bei Arbeitern (Tafel XIII) 102 %, bei 1000 Soldaten 102,6 %, bei ausgesuchten, schönen Männern vom feinen Typus 101,7 %. Die Regelmässigkeit, mit welcher die kleineren Maasse bei den Japanern wiederkehren, schliesst den Zufall aus, natürlich aber nicht die Möglichkeit, dass bei einzelnen Individuen sich die Sache anders verhält. Was wir geben, ist ja nur der Durchschnitt. Bei den 54 Studenten war die Spannweite grösser als die Körperlänge bei 27, gleich bei 3, kleiner bei 23.

Das letztere Verhalten ist bei Europäern sehr selten. Bei den Frauen ergeben sich noch kleinere Verhältnisse:

Die Grösse = 100 gesetzt, betrug die Spannweite
bei 30 Frauen der mittl. und höheren Stände.. 100
bei 33 dto. dto. dto. .. 101
bei 69 dto. niederen Stände..... 101

Sehr oft ist die Spannweite in den einzelnen Fällen kleiner als die Grösse.

Entwicklung und Wachstum der Geschlechter.

Die Entwicklung und das Wachstum der einzelnen Körperteile nach der Geburt ist sehr ungleichmässig und geht nicht in gleichen Schritten vorwärts. So vergrössert sich die Länge des Menschen von der Geburt an reichlich dreimal, das Gewicht 18-20 mal. Der Umfang des Kopfes verdoppelt sich nicht einmal, der Umfang um die Hüften wächst ums dreieinhalbfache u. s. w.

Im Allgemeinen gelten die in Europa gemachten Erfahrungen in dieser Hinsicht natürlich auch für Japan; interessant aber ist es zu sehen, dass die Entwicklung beider Rassen doch nicht ganz parallel und proportional vorschreitet.

Das Gewicht eines neugeborenen Japaners beträgt (bei Knaben) rund 3 Kg., während in Europa 3 ½ Kg. als Durchschnitt betrachtet wird. Während des ersten Jahres entwickeln sich die japanischen Kinder, die nahezu ausnahmslos Muttermilch bekommen, sehr bedeutend, so dass sie beim Antritt des zweiten Jahres grösser und schwerer aussehen, als man erwartet (1). Kinder mit 10 Kg. Gewicht zu dieser

(1) *Wernich* glaubt, dass die Kindersterblichkeit in Japan enorm sein müsse. Dies ist ein grosser Irrtum. Mir ist kein Land bekannt, wo sie so klein ist wie hier. Unter den decrepiden höchsten Ständen freilich räumen Hirnhautentzündung, Wasserkopf u. dgl. arg auf; unter dem Volke aber sind diese Krankheiten nicht häufig, und die mörderischste Krankheit des Säuglingsalters, der Brechdurchfall, ist unvergleichlich seltener und weniger gefährlich als in Europa. Sodann fehlt in Japan ein anderer, die Gesundheit der Kinder schädigender Einfluss: das Fabrikelend und überhaupt das Elend des Proletariats in Europa. Schon vor vier Jahren habe ich nachgewiesen, dass die Ernährung des japanischen Volks eine gute ist (veröffentlicht in Ko-i geppo 1880), und ein anderer ungeheurer Vorzug des japanischen Lebens besteht darin, dass es den Menschen nie an frischer Luft fehlt. Das kommt Eltern und Kindern gleichmässig zu Gute.

WACHSTUM DER GESCHLECHTER.

ALTER.	GROESSE (in Metern).						GEWICHT (in Klgr.).					
	EUROP. KNABEN.		JAPANISCHE KNABEN.	EUROP. MAEDCHEN.		JAPANISCHE MAEDCHEN.	EUROP. KNABEN.		JAPANISCHE KNABEN.	EUROP. MAEDCHEN.		JAPANISCHE MAEDCHEN.
	nach Quetelet.	nach Pagliani.		nach Quetelet.	nach Pagliani.		nach Quetelet.	nach Pagliani.		nach Quetelet.	nach Pagliani.	
1	0,698	—	—	0,690	—	—	3,20	—	—	0,490	—	—
2	0,791	—	—	0,781	—	—	9,45	—	—	0,690	—	—
3	0,864	—	0,921	0,852	—	0,987	11,34	—	14,00	0,781	—	12,50
4	0,928	—	1,007	0,915	—	1,033	12,47	—	15,95	0,852	—	15,00
5	0,988	—	1,078	0,974	—	1,089	14,23	—	16,76	0,915	—	16,52
6	1,047	—	1,132	1,031	—	1,166	15,77	—	18,08	0,974	—	17,00
7	1,105	—	1,148	1,086	—	1,204	17,24	—	20,50	1,031	—	18,02
8	1,162	—	1,241	1,141	—	1,264	19,10	—	23,56	1,086	—	22,36
9	1,219	—	1,280	1,195	—	1,333	20,76	—	25,68	1,141	—	23,56
10	1,275	1,263	1,353	1,248	1,306	1,369	22,65	24,51	27,90	1,195	27,28	28,06
11	1,330	1,281	1,403	1,299	1,335	1,309	24,52	26,18	30,00	1,248	28,47	30,88
12	1,385	1,321	1,462	1,353	1,394	1,468	27,10	28,38	32,60	1,299	31,80	33,80
13	1,439	1,375	1,525	1,403	1,464	1,502	29,82	31,15	33,06	1,353	37,57	37,96
14	1,493	1,400	1,561	1,453	1,521	1,470	34,38	33,06	38,07	1,403	43,02	42,60
15	1,546	1,480	1,558	1,499	1,541	1,525	38,76	39,36	42,6	1,453	45,60	42,60
16	1,594	1,512	1,604	1,535	1,553	1,560	43,62	41,47	48,0	1,499	45,74	49,06
17	1,634	1,514	1,591	1,555	1,550	1,560	49,67	43,20	52,1	1,535	48,46	49,98
18	1,658	1,543	1,601	1,564	1,550	1,580	52,85	44,55	53,0	1,555	47,60	50,00
19	—	1,560	1,607	—	1,550	—	57,85	46,65	53,1	1,564	—	51,64
20	—	—	—	—	—	—	—	—	53,0	—	—	—

Zeit sind nicht selten. Untenstehende Tabelle gibt eine Vergleichung der Zahlen für einzelne Jahre bei *Quetelet* und bei *Pagliani* mit den in Japan bei einer freilich bis jezt beschränkten Anzal von Kindern gefundenen. Sollten sich die Resultate durch weitere Messungen als irrtümlich ergeben, so werde ich dies später berichten.

Bei Betrachtung dieser Tabelle fallen derartig fundamentale Widersprüche zwischen den Angaben der europäischen Beobachter auf, dass man in der Tat völlig ratlos oder doch wenigstens schlecht beraten ist. Nach *Quetelet* ist die Grösse des Mannes von der Wiege bis zur Bahre bedeutender als die des Weibes, — was wol jeder unbefangene Zuschauer mit Sicherheit voraussetzt, — und auch das Gewicht des Mannes überragt das des Weibes in allen Altersstufen, nach Pagliani dagegen (1) ist das Weib vom 10. bis zum 18. Jahre in jeder einzelnen Altersstufe grösser und schwerer als der Mann, und zwar soll der Unterschied der Grösse zu Gunsten des Weibes bis 12 cm. betragen ! ! ! Es gehört in der Tat ein starker Glaube dazu, um solche Angaben ohne Weiteres hinzunehmen ! Wol fällt es dem Fremden in Italien auf, dass die Weiber im Verhältniss zu den Männern voller und üppiger sind als im nördlicheren Europa, aber dass der italienische Jüngling mit 18 Jahren nur 154 cm. messen soll, ist doch kaum wahrscheinlich. Bewegen sich nun die Forscher innerhalb derselben Rasse in solch schreienden Widersprüchen, so tut man gewiss gut, nur mit grosser Vorsicht ethnologische Schlussfolgerungen auf Rasseneinflüsse zu ziehen, falls sich in Bezug auf das Wachstum der Geschlechter etwas abweichende Verhältnisse herausstellen.

Nur das Eine geht aus unserer Tabelle mit Sicherheit hervor, dass in Japan die Entwicklung bei beiden Geschlechtern mit der entsprechenden in Europa bis zum 15. oder 16. Jahre nahezu gleichen Schritt hält, dann aber plözlich weit zurückbleibt—wie früher erwähnt, ein Zeichen, dass die Vollendung des Wachstums in Japan in eine sehr frühe Lebenszeit fällt. Im 12. und 13. Jahre erreicht das Mädchen die Grösse des Knaben, übertrifft sie wol sogar noch ein wenig, um aber alsbald dem umgekehrten Verhalten Platz zu machen.

Der Eintritt der Geschlechtsreife ist bei der Japanerin nicht so früh, als man in Europa voraussetzt. Von 240 Frauen hatten die erste Menstruation :

2 im 11 Jahre (1).
6 » 12 »
50 » 13 »
54 » 14 »
64 » 15 »
34 » 16 »
20 » 17 »
10 » 19 »

Die Entwicklung des Busens bei der Frau fällt etwas früher als die Menstruation. Die Behaarung der Genitalien tritt bei beiden Geschlechtem spät auf.

Weitere und zalreichere Messungen müssen gemacht werden, um die interessante Frage über die Wachstumsschnelligkeit der Geschlechter zu entscheiden (2).

Der Kopf.

Der japanische Kopf ist gross im Verhältniss zum Köper. Nach alten abendländischen Normen beträgt die senkrechte *Höhe des Kopfes* vom Scheitel bis zum Kinn nahezu ein Siebentel der Körperhöhe. Man findet dieses Verhältniss bei den hervorragendsten Statuen des Altertums, und man findet es heute bei

(1) Ich citire *Pagliani* nach dem Referat in *Schmidts* Jahrbüchern der gesammten Medicin Bd. 184. Nro 2. 1879.

(1) Wer sich in Japan nach dem Alter der Leute erkundigt, verfällt leicht in einen Irrtum. Der Japaner rechnet stets das Jahr der Geburt und ebenso das laufende als voll mit, ganz nach Art der alten Römer. So ist z. B. ein Kind, das am 31 December Nachmittags geboren wird, nach 12 Stunden zwei Jahre alt. Diese Art zu rechnen heisst jezt « alte Rechnung (Kiureki) », die mehr und mehr um sich greifende europaische Zählung der *vollendeten* Jahre heisst « neue Rechnung (Shinreki) ». Man muss daher bei allen Angaben sich überzeugen, wie die Leute rechnen. Frauen wenden nahezu ausschliesslich das Kiureki an.

(2) Ich muss mich hier noch einmal aufs Nachdrücklichste gegen die Unsitte aussprechen, von einzelnen Individuen Schlüsse auf die Gesammtheit zu ziehen und dieselben gar als Gesetz zu formuliren. Es ist das sehr übel bei ethnologischen Beschreibungen, es ist geradezu unverantwortlich in Bezug auf eine die gesammte Menschheit umfassende Frage wie die vorliegende. *Liharcik* hat ein in vieler Beziehung interessantes Buch geschrieben : Das Gesetz des Wachsthums und der Bau des Menschen, die Proportionslehre aller menschlichen Körpertheile für jedes Alter und für beide Geschlechter. Wien 1862. Dieses « Gesetz » ist wesentlich gegründet auf Beobachtungen an einem Knaben und einem Mädchen. Schon die allereinfachste Ueberlegung müsste L. gezeigt haben, dass er einen Ausnahmsfall vor sich hat. Der Knabe wird nämlich 175, die Frau 173 cm. gross. Nun beträgt aber die gewöhnliche Grösse einer europäischen Frau 158 cm. und eine mit 173 cm. kann sich beinahe als Riesin für Geld sehen lassen. Der Unterschied beider Geschlechter in der Grösse beträgt gewöhnlich 1/16, bei Liharcik 1/87. Und darauf gründet sich ein « Gesetz », das für die ganze Menschheit gelten soll !

wolgebauten Europäern. Maler und Bildhauer haben freilich in ihrem Wunsche, elegante Gestalten zu produciren, fast stets die Neigung, den Kopf relativ klein zu machen; und wer griechische Statuen aus der Zeit nach *Lysippos* oder Bilder von *Albrecht Dürer* als massgebend betrachtet, dem erscheint ein Kopf von den angegebenen Maassen zu gross.

Quetelet bei seinen Belgiern findet die Proportion wie 1 : 7.39 bei Männern und wie 1 : 7.15 bei Frauen, gleich 13,6 % und 14 % der Körperlänge. Die Japaner haben einen grossen Kopf: auf Tafel XII sehen wir, dass die durchschnittliche Höhe bei jungen Männern 237 mm. oder 14,7 % der Grösse beträgt, bei den Arbeitern (Tafel XIII) reichlich 15 % und bei den ausgewälten Männern sogar 15,2 % (d. h. 1 : 6,5) Damit stimmen die Umrisse der Köpfe auf Tafel XVII und XVIII wol überein; sie zeigen, dass der Kopf des Japaners im Vergleich mit dem des Europäers sehr hoch, aber wenig tief (in der Richtung von vorne nach hinten) ist.

Bei den Frauen lauten die entsprechenden Zahlen für den feinen Typus 14,6 %, für den mittleren 15,1 % und für den niederen sogar 16,1 %. Der Wert für die feinen Frauen ist etwas kleiner als er in Wirklichkeit dem Durchschnitt entspricht, weil zufällig zwei der gemessenen Vertreterinnen kleine Köpfe hatten. Der Kopf scheint übrigens bei den Japanern noch grösser als er in Wirklichkeit ist, weil ein langer, schlanker Hals selten vorkommt, und weil bei Männern die Schultern öfters etwas schmal sind. Bei Frauen aber macht das Haargebäude den Kopf umfangreicher.

Länge des Kopfes.

Sie beträgt von der Mitte der Stirn über den Augbrauen bis zur Protuberantia occipitalis, dem entferntesten Punkte des Hinterhaupts, nach Tafel XII bei jungen Männern durchschnittlich 186 mm., d. h. 11,5 % der Körperhöhe. Die einzelnen Zahlen schwanken zwichen 170 und 200 mm. *Janka* bei 12 Arbeitern fand als Mittel 187 mm. mit Schwankungen von 178 bis 194. Ich finde als Durchschnitt bei 13 Arbeitern 189 mm., mit Schwankungen von 180 bis 194. Bei den schön gebauten Männern sind die entsprechenden Zahlen 198, 189, 188, 190 mm. oder 11,9 %, 11,6 %, 11,6 %, 11,9 % der Körperlänge. *Quetelet* gibt für Europäer 11,3 % an.

Bei den Fraueu finden wir beim feinen Typus 170 mm. = 11,3 %, beim mittleren 172 mm. = 11,6 %, beim niederen 176 mm. = 12,4 % der Körperlänge. Für europäische Frauen werden 11,8 % als Durchschnitt angenommen; an 10 ausgesuchten Modellen dagegen fand *Quetelet* 11,2 %, was unserem Wert für den feinen Typus fast gleich steht.

Breite des Kopfes.

Wir finden dieselbe bei den 53 Studenten durchschnittlich 145 (133 bis 155) mm. = 9 % der Körperhöhe, bei den Arbeitern 150 mm. = 9,2 % der Körperhöhe, bei den ausgewälten Männern, Tafel XIII, 146 mm. = 9 % der Körperhöhe. Unter den Frauen ist die Kopfbreite absolut und relativ am kleinsten bei dem feinen Typus: 9,2 %; beim mittleren und beim niederen Typus beträgt sie je 9,9 % der Körperhöhe. Für Europa gibt *Quetelet* für Männer 9,1 und für Frauen 9,3 %.

Längenbreitenindex des Kopfes.

Dies ist ein Maass, welches in der Anthropologie bekanntlich eine grosse Rolle spielt, und welches wir daher auch bei der Besprechung der Schädel bereits ausführlich erörtert haben. Wir fanden daselbst als Resultat von Messungen an 64 Schädeln einen Index von 80; welchem beim Lebenden (nach *Weisbach's* Angabe) noch 3 % zuzuzählen sind, wodurch der Index für die letzteren sich auf etwa 83 stellen würde (*Janka* fand bei 12 Japanern 78.6). Wir finden bei den Studenten etwas über 78, bei den Arbeitern 79,1, bei den ausgesuchten Männern vom feinen Typus 76,3. Bei den Frauen ergab der feine Typus 82, der mittlere 87, der niedere 81 als Index. Es muss hier bemerkt werden, dass der niedere Index der vornehmen jungen Männer für den höheren Typus ziemlich charakteristisch ist, die Repräsentanten habe ich im Lauf der Jahre aus Tausenden ausgesucht, doch zeigt der weit grössere Index bei den feinen Frauen, dass auch innerhalb dieses Typus der Index sehr wechselt; bei einer 26-jährigen hieher gehörigen Frau mit typisch langem Gesicht (auf der Tafel nicht verzeichnet, weil nicht alle Maasse genommen werden konnten) fand ich als Index 76.

Alles in Allem darf man sagen, dass die Japaner mesokephal sind mit Annäherung an Brachykephalie, und dass man zwar beim feinen Typus in seinen ausgeprägtesten Schädelformen relativ häufig längere Schädel findet, dass es aber doch auch solche Leute mit Kopfindices von 82-86 gibt (vgl. u. A. die Fig. 1 auf Tafel XVII mit einem Index von 86, Nro. 1 der feinen Frauen auf Tafel XIV mit einem solchen von 85). Entweder ist nun die Angabe *Weisbach's*, dass man zu dem Index der skelettirten Schädel 3 % hinzurechnen müsse, um den der Lebenden zu

finden, nicht richtig, oder es ist ein seltsamer Zufall, dass bei unseren so sehr zalreichen Messungen die Schädel eher einen grösseren Index haben als die Lebenden.

In *Weisbach's* Uebersicht sind die Japaner weit langköpfiger als die Osteuropäer. In v. *Siebold's* Nippon finden sich eine Anzal sehr guter japanischer Typen abgebildet; aber die Köpfe sind so dolichokephal, wie ich sie in Japan nie sah.

Umfang des Kopfes.

Der Umfang des Kopfes ist beim Japaner ziemlich bedeutend; bei den Studenten finden wir als Mittel 547 mm. = 33,8 % der Körpergrösse, bei den ausgewälten Männern 545 mm. = 33,6 %, bei den Arbeitern 558 mm. = 34,4 % der Körpergrösse. *Janka* fand für Japan 35 %.

Bei den Frauen finden wir den Kopfumfang beim feinen Typus 525 mm. = 35,2 %, beim mittleren 530 = 35,3 %, beim niederen 530 = 37,2 % der Körperhöhe. *Quetelet* giebt für Europa für Männer 33,5 und für Frauen 34 % an. Bei dem schöngebauten Deutschen, dessen Maasse auf Tafel XIII gegeben sind, ist die Zahl 32,8 %.

Also der Umfang des japanischen Kopfes ist im Ganzen relativ grösser als der des europäischen. Wahrscheinlich hängt dies einfach mit der geringeren Grösse der Japaner zusammen, da die Erfahrung zeigt, dass kleine Leute relativ grosse Köpfe haben.

Kopfdiagonale. Dieses Maass wurde mit dem Bogenzirkel genommen, dessen eine Spitze auf das Kinn, dessen andere auf den davon entferntesten Punkt des Scheitels gesezt wurde. Es gibt den grössten Durchmesser, der überhaupt am Kopf vorkommt. Wir fanden die Kopfdiagonale bei den Studenten durchschnittlich 251 mm. = 15,5 % der Körperhöhe, bei den feinen Männern 256 mm. = 15,7 %, bei den Arbeitern 249 mm. = 13,7 %.

Die äussersten Zahlen nach oben und nach unten waren 265 und 233 mm. Bei Europäern beträgt nach *Quetelet* die Kopfdiagonale 14,9 % der Körperhöhe.

Bei Frauen finden wir die Kopfdiagonale beim feinen Typus 234 mm. = 15,6 %, beim mittleren 239 = 16,1 %, beim niederen = 16,6 % der Körperhöhe.

Bei europäischen Frauen ist die entsprechende Zal 15,2 %. Wir finden also in Uebereinstimmug mit europ. Forschern den Kopf der Frauen relativ grösser als den der Männer.

Höhe des Gesichts (1). Dieselbe beträgt bei den Studenten durchschnittlich 186 mm. (162—212 mm.) = 11,4 % der Grösse, bei den feinen Männern 199 = 12,2 %, bei den Arbeitern 193 = 11,9 %. *Janka* gibt für Japanische Arbeiter gleichfalls 11,9 %.

Bei den Frauen finden wir bei dem feinen Typus 179 mm. = 12,0 %, beim mittleren 179 mm. = 12,2; beim niederen 171 mm. = 12,2 % der Grösse. Bei den feinen Frauen auf Tafel XIV ist die Gesichtshöhe etwas geringer als sonst, weil zwei dieser Frauen das gedehute Untergesicht nur in mässiger Weise zeigen. Das lange Gesicht ist sehr deutlich bei Fig. II, Tafel XVIII; bei dieser Frau ist das Gesicht 19 cm. lang (= 13 % der Grösse); es kann als ein vollkommenes Beispiel des Typus dienen.

Bei Europäern überschreitet dieses Maass fast nie 11 %.

Gesichtsbreite zwischen den Jochbeinen: bei den Studenten 136 (125-150) mm. = 8,4 % der Grösse, bei dem feinen Typus 132 mm. = 8,1 %, bei den Arbeitern 141 mm. = 8,7 %. Bei den Frauen: feiner Typus durchschnittlich 130 mm. = 8,6 %, mittlerer Typus 131 mm. 8,9 %, niederer Typus 136 mm. = 9,4 %. Bei Europäern beträgt dieses Maass meist 8,2—8,4 % der Körpergrösse; *Weisbach* findet bei seiner Vergleichung verschiedener Völker aus allen Weltteilen, dass die Japaner das schmalste Gesicht haben, was sicherlich auf den ersten Blick nicht leicht Jemand erwartet! Von grossem Interesse ist natürlich das Verhältniss der beiden letztgenannten Maasse, der Gesichtshöhe und der Jochbeinbreite. Dieses Verhältniss ergibt den *Gesichtsindex.* Derselbe beträgt bei den Studenten 72, bei den feinen Männern 66,7, bei den Arbeitern 73,3. Bei den feinen Frauen finden wir ihn 73, bei den mittelfeinen 77, bei den plumpen 80.

Nach *Janka* beträgt der Gesichtsindex der Japaner 69,6, während er bei Europäern sich zwischen 75 und 81 zu bewegen pflegt.

Die *Schläfenbreite,* oberhalb der breitesten Divergenz der Jochbogen genommen, ist bei dem Mangel eines bestimmten Fixirpunktes ein etwas unsicheres Mass. Dasselbe ergibt bei den feingebauten Männern durchschnittlich 128 mm. = 7,9 % der Körpergrösse, bei den Studenten 127 mm. = 7,8 %, bei den Arbeitern 130 mm. = 8,0 %; Bei den feinen Frauen

(1) Die Gesichtshöhe bestimmen wir beim Lebenden von der Haargrenze über der Mitte der Stirn bis zum Kinn, während die Craniologen vom Orbitalrand bis zum Kinn rechnen. Bei unseren Schädel-Messungen im I. Teil sind wir der lezteren Methode gefolgt.

122 mm. = 8,1 %, bei den mittelfeinen 123 mm. = 8,3 %, bei den plumpen 130 mm. = 9 %.

Die *Breite zwischen beiden Ohren* (von den Ohreingängen gemessen), auch Breite der Schädelbasis genannt, beträgt bei den feinen Männern 131 mm. = 8 %, bei den Studenten 136 mm. = 8,4 %, bei den Arbeitern 137 mm. = 8,5 %, bei den feinen Frauen 125 mm. = 8,3 %, bei den mittelfeinen 138 mm. = 9,4 %, bei den plumpen 131 mm. = 9,0 % der Körperhöhe.

Unterkieferbreite, zwischen beiden Winkeln der Unterkiefer gemessen. Bei den feinen Männern 106 mm. = 6,5 %, bei den Studenten 108 mm. = 6,6 %, bei den Arbeitern 112 mm. = 7 %, bei den feinen Frauen 109 mm. = 7,2 %, bei den mittelfeinen 104 mm. = 7,1 %, bei den plumpen 107 mm. = 7,3 % der Körperhöhe.

Senkrechter Gesichtsumfang. Wie in der Einleitung erwähnt, ist dies ein Maass, das erhalten wird durch Anlegung eines biegsamen Drahtes oder eines Bandmaasses in einer senkrechten Ebene durch die obere Haargrenze auf der Stirn und die Jochbogen. Diese Ebene gibt also einen Elächenschnitt, und ihre Grenzlinien geben den Umfang des Gesichts. Als Maass ist der senkrechte Gesichtsumfang einigermaassen unsicher, da seine Grundpunkte in ihrer Lage etwas differiren, um so nützlicher aber ist sein Diagramm, um die Gestalt des Gesichts zu erkennen, wie die Fig. auf Taf. XVII und XVIII zeigen. Wir finden für die feinen männlichen Gesichter einen Umfang von 558 mm. = 34 %, für die Studenten von 545 = 33,7 %, für die Arbeiter von 570 = 35 %, für die feinen Frauen von 527 = 35,1 %, für die mittelfeinen 540 mm. = 35,8 %, für die plumpen 525 mm. = 36,6 % der Körperhöhe.

Querer Kopfumfang über den Jochbogen. Derselbe wurde nicht bei allen Individuen gemessen. Die vorhandenen Maasse ergeben für die Studenten 512 = 31,7 %, für die Arbeiter 542 mm. = 33,4 %. Bei Europäern ist dieses Maass wegen der Höhe der Nase meist ebenso gross oder nahezu ebenso gross wie der Umfang des Schädels über der Orbita (d. h. die Kopfbreite).

Scheitel bis Mitte des Ohres, senkrechte Höhe. Bei den feinen Leuten 134 mm. = 8,1 %, bei den Studenten 132 mm. = 8,2 %, bei den Arbeitern 132 = 8,2 %, bei den feinen Frauen 127 mm. = 8,4 %, bei den mittelfeinen 132 mm. = 8,9 %, bei den plumpen 125 mm. = 8,6 % der Körperhöhe. *Quetelet* findet für europ. Männer 7,8 %, für Frauen 8 %. Wir finden bei dem schöngebauten Deutschen auf Tafel XIII 8,1 %.

Scheitel bis obere Haargrenze, senkrecht. Feine Leute 49 mm. = 3 %, Studenten 51 mm. = 3,2 %, Arbeiter 48 = 3 %; feine Frauen 44 mm. = 2,9 %, mittelfeine 48 mm. = 3,3 % niedere 54 mm. = 3,8 % der Körperhöhe. Man sieht aus Tafel XII, XIII und XIV, dass diese Maasse ausserordentlich variabel sind. *Quetelet* findet bei Männern 2,5 %, bei Frauen 2,7 %.

Mitte der Stirn bis äussere Ohröffnung (Tragus) Bandmaass. Feine Leute 156 mm. = 9,6 %, Studenten 155 = 9,5 % Arbeiter 159 = 9,8 %. Die Maasse schwanken zwischen 140 und 170 mm. Bei den Frauen ergibt sich für den feinen Typus 143 mm. = 9,5 %, für den mittleren 138 = 9,4 %, für den plumpen 148 mm. = 10,2 % der Körpergrösse.

Kinn bis äussere Ohröffnung, Bandmaass. Feine Männer 151 mm. = 9,3 %, Studenten 154 = 9,3 %, Arbeiter 154 = 9,4 % der Körperhöhe (Schwankungen zwischen 140 und 165 mm.) Feine Frauen 140 mm. = 9,3 %, mittelfeine 153 mm. = 10,4 %, plumpe 148 = 11 % der Körperhöhe.

Aeusserer Augenwinkel bis Tragus. Feine Leute 87 mm. = 5,3 %, Studenten 87 mm. = 5,4 %, Arbeiter 87 mm. = 5,4 % (Schwankungen zwischen 68 und 100 mm.). Feine Frauen 78 mm. = 5,2 %, mittelfeine 80 mm. = 5,4 %, plumpe 85 mm. = 6,0 %.

Stirnhöhe, d. h. Haargrenze bis Nasenwurzel; unter lezterem Ausdruck verstehen wir die tiefste Stelle des Nasensattels. Beim Europäer ist diese Stelle nur wenig unterhalb der Verbindungsstelle beider Augenbrauen gelegen, beim Japaner dagegen ist der Unterschied sehr bedeutend (s. d. Profile Tafel XVII und XVIII). Die Höhe der jap. Stirn fällt daher sehr verschieden aus, je nachdem man unten bis zum Anfang der Vertiefung oder bis zum Nasensattel rechnet. Beim Europäer bildet der Nasensattel eine scharf markirte Stelle, eine Art Winkel, beim Japaner dagegen einen flachen Bogen.

Bei den feinen Männern ergibt dieses Maass 76 mm. = 4,6 %, bei den Studenten 70 = 4,4 %, bei den Arbeitern 70 = 4,4 % (Schwankungen zwischen 56 und 92 mm.).

Bei feinen Frauen 71 (61) = 4,5 %, bei mittelfeinen 72 (64) = 4,8 %, bei den plumpen 63 (57) = 4,3 % der Körperhöhe.

Die eingeklammerte kleinere Zal gibt die Entfer-

nung von der Haargrenze bis zu der Stelle, wo die Vertiefung des Nasensattels beginnt, also die eigentliche Stirnhöhe. In einem Falle beträgt die Differenz volle 12 mm.

Auge, Länge der Lidspalte. Hier ist zu bemerken, dass beim Japaner die Lidspalte weit kürzer ist, als sie oberflächlich gesehen erscheint, weil sich die Spalte als Vertiefung nach aussen in der Haut noch bis 1 cm. über den äusseren Augenwinkel verlängert. Wir messen nur die eigentliche Lidspalte. Ihre Länge beträgt bei feinen Männern durchschnittlich 27 mm. = 1,6 %, bei Studenten 29 mm. = 1,8 %, bei Arbeitern 29 mm. = 1,8 % (Schwankungen zwischen 24 und 35 mm.).

Bei feinen Frauen beträgt die Länge des Auges 27 mm. = 1,7 %, bei mittleren 30 mm. = 2,0 %, bei plumpen 27 mm. = 1,8 %. *Quetelet* gibt für Männer und Frauen je 1,75 % der Körperhöhe.

Höhe der Lidspalte bei geradeaus gerichtetem Blick. Bei feinen Männern 8 mm. = 0,5 %, bei Studenten 9 mm., bei den Arbeitern 9 mm. = ca. 0,5 % (Schwankungen von 5 bis 12 mm.).

Bei feinen Frauen 11 mm. = 0,7 %, bei mittleren 8 mm. = 0,5 %, bei plumpen 7 mm. = 0,4 % der Körperhöhe (Schwankungen von 5-11 mm.). Beim Europäer ist die Lidspalte fast immer weit über 1 cm. hoch.

Abstand beider Augen (Interocularabstand). Bei den feinen Männern 33 mm. = 2 %, bei den Studenten 35 mm. = 2,2 %, bei den Arbeitern 36 mm. = 2,3 % (Schwankungen bei den feinen Männern von 30-35 mm., bei den Studenten von 27-40 mm., bei den Arbeitern von 31-42 mm.). Bei feinen Frauen 32 (30-34) mm. = 2,1 %, bei mittelfeinen 34 (31-36) mm. = 2,3 %, bei plumpen 36 (33-40) mm. = 2,5 % der Körperhöhe. In Europa sind die Zahlen für Männer und Frauen je 2,1 %.

Höhendifferenz beider Augenwinkel. Beim Kaukasier bilden die Längsaxen beider Augen eine gerade Linie, bei Japanern schneiden sich die beiden Linien winklig auf dem Nasenrücken. Auch bei Europäern beobachtet man manchmal, dass der äusssere Augenwinkel etwas höher steht als der innere, aber die Differenz ist höchst unbedeutend. Anders bei Japanern. Die Differenz beider Augenwinkel betrug bei den ausgesuchten Männern vom feinen Typus durchschnittlich 6 (4-7) mm., bei Studenten 4 (1,8-9) mm., bei Arbeitern 3,5 (2-5) mm. Bei den feinen Frauen finden wir die Differenz 5 (4-6), bei mittelfeinen 5 (3-8), bei plumpen 6 (5-7) mm.

Höhe des Ohres. Sie betrug bei den feinen Männern durchschnittlich 62 (56-68) mm. = 3,8 % der Körperhöhe, bei den Studenten 65 (53-75) mm. = 4 %, bei den Arbeitern 64 (60-76) mm. = 4 %. Auch *Janka* gibt für die Japaner 4 % an.

Bei den feinen Frauen 61 (52-66) mm. = 4 %, bei den mittelfeinen 60 (58-62) mm. = 4 %, bei den plumpen 55 (50-60) mm. = 3,8 %. *Quetelet* findet in Europa bei Männern und Frauen je 3,7 %.

Das *Ohrläppchen* fehlt häufig bei Japanern, und zwar bei allen Typen; nach Zählungen an 300 Leuten finde ich, dass es in 55 % vorhanden ist und in 45 % fehlt.

Nase. Die Länge der Nase ist ebenso wie die Höhe der Stirne verschieden, je nachdem man vom Superciliarbogen oder vom Nasensattel aus rechnet (vgl. die Bemerkungen bei Stirnhöhe). Nach letzterer Methode ergibt sich für die feinen Leute ein Durchschnitt von 56 (54-58) mm. = 3,4 % der Körperhöhe, für die Studenten von 50 (42-61) mm. = 3,1 %, für die Arbeiter von 54 (45 bis 60) mm. = 3,3 %.

Für die feinen Frauen finde ich 49 (44-55) mm. = 3,2 %, für die mittelfeinen 40 (nur zwei Messungen) = 2,8 %, für die plumpen 44 mm. = 3,0 % der Körpergrösse. Bei zwei Frauen mit ganz charakteristischen, fein japanischen Nasen (auf den Tafeln nicht verzeichnet) betrug die Länge der Nase 3,5 und 3,4 % der Körperlänge.

Breite der Nase. Sie ist beträchtlich. Sie beträgt bei den feinen Männern 33 (31 bis 37) mm. = 2 %, bei den Studenten 37 (29-40) mm. = 2 %, bei den Arbeitern 37 (34-40) mm. = 2,2 % der Körperhöhe; bei den feinen Frauen 32 (31-33) mm. = 2,1 %, bei den mittelfeinen 33 (32-34) mm. = 2,2 %, bei den plumpen 34 (32-36) mm. = 2,3 % der Grösse.

Interessant ist das Verhältniss der Breite der Nase zu ihrer Länge, der *Nasenindex* des Lebenden (der natürlich wesentlich abweicht vom Nasenindex des Schädels. S. I. Teil). Wir finden ihn bei den feinen Männern 60, bei den Studenten 74, bei den Arbeitern desgleichen, bei den feinen Frauen 64, bei den mittleren 82, bei den niederen 80. Bei wolgebauten Europäern beträgt er meist gegen 60.

Höhe der Nase, d. h. senkrechter Abstand der Nasenspitze oder sonst der vorragendsten Stelle über dem Ansatz der Nasenscheidewand an der Oberlippe. Die Kleinheit dieses Maasses ist es, welche der japa-

nischen Nase im Allgemeinen ihre Flachheit verleiht. Es beträgt bei den feinen Männern 21 (19-26) mm. = 1,2 %, bei den Studenten 21 (15-26) mm. = 1,3 %, bei den Arbeitern 20 (17-23) mm. = 1,2 % der Körpergrösse; bei den feinen Frauen 18 (15-23) mm. = 1,1 %, bei den mittelfeinen 14 (11-17) mm. = 0,9 %, bei den plumpen 16 (15-17) mm. = 1,1 % der Körpergrösse.

Untere Nasengrenze bis Kinn. Dieses Maass soll nach europäischer sowol als nach japanischer Anschauung ein Drittel des Gesichts ausmachen. Wir finden es bei den feinen Männern 72 (65-77) mm. = 4,4 %, bei Studenten 69 (57-86) mm. = 4,2 %, bei Arbeitern 70 (60-76) mm. = 4,3 % der Körperhöhe. Bei feinen Frauen beträgt dieses Maass 61 (56-65) mm. = 4,0 %, bei den mittelfeinen 71 (66-80) mm. = 4 8 %, bei den plumpen 64 mm. = 4,4 % der Grösse. *Quetelet* gibt für europäische Männer 2,9 %, für Frauen 3,9 % an.

Höhe der Oberlippe incl. rotem Lippensaum. Bei feinen Männern 20 (17-24) mm. = 1,2 %, bei den Studenten 22 (13-28) mm. = 1,3 %, bei den Arbeitern 22 (16-27) mm. = 1,3 % der Körpergrösse. Bei feinen Frauen 22 (17-26) mm. = 1,6 %, bei mittelfeinen 16 = 1,0 %, bei plumpen 21 = 1,5 %.

Länge des Mundes. Leider gingen durch ein Versehen viele Maasse verloren; soweit sie vorhanden sind, geben sie für Männer vom feinen Typus etwa 45 mm., für niedere Stände 50 mm. und darüber. Bei Frauen war der Wechsel sehr gross; eine Frau vom feinen Typus hatte einen tadellos schönen Mund von nur 35 mm. = 2,3 %, während *Quetelet* als Zahl für Männer und Frauen 3,2 % gibt. Nicht selten sieht man auch Frauen vom feinen Typus mit feingeschnittenem, aber grossem Munde.

Ueber Prognathie siehe später.

Hals und Rumpf.

Länge des Halses: Bei feinen Männern 73 (70-78) mm. = 4,5 %, bei den Studenten 76 (62-100) mm. 4,7 %, bei den Arbeitern 71 (62-100) mm. = 4,4 %, bei feinen Frauen 72 (66-75) mm. = 4,7 %. bei mittelfeinen 64 = 4,3 %, bei plumpen 58 (55-60) mm. = 3,9 % der Köperhöhe.

Umfang des Halses: Bei feinen Männern 335 (315-350) mm. = 20,3 %, bei den Studenten 339 (290-368) mm. = 20,9 %, bei den Arbeitern 350 (335-373) mm. = 21,6 %; bei feinen Frauen 293 (280-310) mm. = 19,5 %, bei den mittelfeinen 313 (300-330) mm. = 21,3 %, bei den plumpen 320 (305-340) mm. = 22,2 %. Europäische Männer nach Quetelet 20,3 %, Frauen 19,4 %.

Oberer gerader Brustdurchmesser. Bei feinen Männern 112 (110-115) mm. = 6,9 %, bei Studenten 114 (100-137) mm. = 7,1 %, bei Arbeitern 124 (108-150) mm. = 8 %, bei feinen Frauen 110 (105-120) mm. = 7,3 %, bei mittelfeinen 113 (105-125) mm. = 7,6 %, bei plumpen 112 (110-115) mm. = 7,7 %. *Janka* fand bei japanischen Arbeitern 7,8 %.

Grösster gerader Brustdurchmesser (von Brustbein nach Wirbelsäule). Beim feinen Typus 176 (170-185) mm. = 10,8 %; bei den Studenten 179 (158-212) mm. = 11,1 %, bei den Arbeitern 194 (170-220) mm. = 12 %; bei feinen Frauen 173 (165-195) mm. = 11,5 %, bei mittleren 182 (180-185) = 12,4 %, bei plumpen 193 (180-210) = 13,3 % der Körpergrösse. Unsere Zahlen sind also höher als die von *Janka*, der bei Arbeitern nur 10,7 % fand.

Grösster querer Brustdurchmesser. Beim feinen Typus 253 (248-260) mm. = 15,6 %, bei Studenten 255 (225-320) mm. = 15,7 %, bei Arbeitern 271 (250-290) = 16,7 %; bei feinen Frauen 231 (222-235) mm. = 15,3 %, bei mittelfeinen 258 (250-266) mm. = 17,5 %, bei plumpen 256 (240-290) mm. = 17,7 %. *Janka* fand bei Arbeitern 15,1 %, also weniger als wir.

Grösste Thoraxlänge. Bei feinen Männern 331 (320-350) mm. = 20,3 %, bei Studenten 321 (280-390) = 19,8 %, bei Arbeitern 326 (290-350) = 20 %; bei feinen Frauen 277 (260-285) mm. = 18,4 %, bei mittleren 260 (255-265) mm. = 17,7 %, bei plumpen 275 (250-290) = 19,1 % der Körpergrösse.

Grösste Schulterbreite. Bei feinen Männern 381 (375-390) mm. = 23,5 %, bei Studenten 378 (345-438) mm. = 23,4 %, bei Arbeitern 402 (365-445) mm. = 25 %; bei feinen Frauen 348 (335-360) mm. = 23,2 %, bei mittleren 342 (335-345) mm. = 23,2 %, bei plumpen 365 (330-405) mm. = 25,3 % der Körperhöhe.

Hintere kleine Schulterbreite zwischen beiden Achselfurchen. Bei feinen Männern 318 (310-320) mm. = 19,6 %, bei Studenten 313 (285-390) mm. = 19,4 %, bei Arbeitern 346 (330-385) mm. = 21,5 %; bei feinen Frauen 292 (280-300) = 19,4 %, bei mittleren 287 (265-300) mm. = 19,4 %, bei plumpen 304 (280-340) mm. = 21,1 %.

Brustumfang bei Ruhe. Bei feinen Männern 768

(750-800) mm. = 47,4, bei Studenten 776 (690-865) mm. = 48,0, bei Arbeitern 852 (784-910) mm. = 52,6 %. Bei Soldaten fand man: bei Infanteristen 780 mm. = 50 %, bei Reitern 810 mm. = 50 %, bei reitenden Artilleristen 810 mm. = 49 %, bei Bergartilleristen = 53 %, bei Pionieren 820 mm. = 51 %, bei Trainsoldaten = 50 %. Bei der Gendarmerie fand Herr Dr. Eguchi den Brustumfang grösser als die halbe Körperhöhe 172 mal, kleiner 54 mal, gleich der halben Körperlänge 7 mal. Bei den feinen Frauen finden wir den Brustumfang unterhalb der Mamma 763 (730-800) mm. = 50,8 %, bei mittleren Frauen757 (680-810) mm. = 51,6 %, bei den plumpen Frauen 855 (810-940) mm. = 59,4 % der Körpergrösse.

Janka nennt Brustindex das Verhältniss von geradem und querem Brustdurchmesser (analog den Kopfmaassen). Diese Proportion ist aber weit weniger wichtig als die zwischen Thoraxlänge und Thoraxbreite. Namentlich für den Arzt ist diese Proportion von grosser Bedeutung. Auch das eben erwähnte Verhältniss von Brustumfang zu Körperhöhe kann wichtige Anhaltepunkte geben.

Atemexcursion. Bei feinen Männern 61 (48-70) mm. = 3,7 %, bei Studenten 70 (40-100) mm. = 4 %, bei Arbeitern 59 (40-85) mm. = 3,6 %.

Dass die Arbeiter so kleine Maasse haben, rührt wahrscheinlich von Ungeschicklichkeit derselben her, welche wie bekannt bei derartigen Messungen von grossem Einfluss sein kann. Bei Versicherten fand Herr Indo die Brustexcursion 72 mm.

Bei den feinen Frauen beträgt die Atemexcursion 40 mm. = 7 %, bei den mittelfeinen ebenso viel, bei den niederen 49 mm. = 3,4 % der Körpergrösse.

Lungencapacität, durch Expiration in das Spirometer geprüft. Bei feinen Leuten 2967 (2700-3200) ccm., bei Studenten 3295 (2200-4500) ccm., bei Arbeitern 3930 (3600-4400) ccm. Bei 1000 Leuten, die ihr Leben versicherten, fand Herr Dr. Indo die Vitalcapacität = 3168 ccm., Herr Dr. Ishiguro bei Infanteristen (154 cm. Grösse) 3060, bei Reitern (Grösse 161 cm.) 3490, bei reitender Artillerie (Grösse 164) 3260, bei Bergartilleristen (Grösse 165 cm.) 3360, bei Pionieren (161 cm. Grösse) 3340, beim Train (159 cm. Grösse) 3450.

Breite der Taille. Bei feinen Männern 230 (215-240) mm. = 14,0 %, bei Studenten 225 (190-248) mm. = 13,9, bei Arbeitern 248 (230-270) mm. = 15,3 %; bei feinen Frauen 202 (195-210) mm. = 13,4, bei mittelfeinen 210 mm. = 14,6 %, bei plumpen 220 (210-240) mm. = 15,2 % der Körperhöhe. Also Männer und Frauen haben im Vergleich zur Körperhöhe dieselbe Grösse der Taille.

Umfang der Taille. Bei feinen Männern 665 (640-680) mm. = 41,0 %, bei Studenten 663 (570-760) mm. = 41,1 %, bei Arbeitern 747 (690-805) mm. = 46 %; bei feinen Frauen 622 (600-650) mm. = 41,4 %, bei mitteifeinen 678 = 46,6 %, bei plumpen 715 (640-840) mm. = 49,6 % der Körpergrösse. *Quetelet* gibt für Männer 44 und für Frauen 43 %. *Janka* fand bei japanischen Arbeitern 48 %, eine auffallend hohe Zahl.

Jugulum bis Symphyse, d. h. Rumpflänge: bei feinen Männern 547 (540-568) mm. = 33,7 %, bei den Studenten 553 (480-610) mm. = 34,2 %, bei den Arbeitern 547 (520-620) mm. = 33,8 %; bei feinen Frauen 495 (485-510) = 32,5 %, bei mittelfeinen 473 (465-980) = 32,4 %, bei den plumpen 476 (450-500) mm. = 33,1 % der Körperhöhe. *Quetelet* gibt für den Rumpf 35 % an, man muss aber von seinem Maasse 3 % abziehen, wenn man wie wir von Jugulum bis zum oberen Rand der Symphyse misst.

Länge der Wirbelsäule, mit ihren Krümmungen gemessen; um die senkrechte Länge zu erhalten, muss man etwa 3 cm. abziehen. Wir finden bei feinen Leuten 763 (738-790) mm. = 47,1 %, bei Studenten 745 (690-860) mm. = 46,1 %, bei Arbeitern 748 (710-810) mm. = 46 % der Körperlänge. Bei den feinen Frauen 687 (670-700) mm. = 45,5 %, bei den mittelfeinen 705 (680-746) mm. = 47,9 %, bei den plumpen 684 (640-705) mm. = 47,4 %. Bei Europäern erreicht dieser Wert meist 40-42 %, so dass also die Wirbelsäule beim Japaner bedeutend länger ist.

Nabelhöhe über dem Boden. Bei feinen Männern 953 (925-985) mm. = 58,8 %, bei Studenten 915 (770-990) mm. = 56,1 %, bei den Arbeitern 944 (915-990) mm. = 58 %; bei feinen Frauen 897 (830-940) mm. = 59,6 %, bei mittleren 870 (830-890) mm. = 59,1 %, bei plumpen 848 (820-900) mm. = 58,7 %. *Quetelet* gibt für europäische Männer 60,2 %, für Frauen 59,6 %. Bei dem schöngebauten Deutschen Taf. XIII finden wir 1060 mm. = 56,0 %.

Jugulum bis Nabel. Nur bei Frauen gemessen. Es ergaben sich für die feinen Frauen 22,0, für die mittelfeinen 23,9, für die plumpen 22,4 % der Körperhöhe. *Quetelet* gibt für europäische Frauen 23,3 %.

Abstand der vorderen Darmbeinstachel. Bei fei-

nen Männern 230 (225-240) mm. = 14,2 %, bei Studenten 232 (200-260) mm. = 14,2 %, bei den Arbeitern 243 (220-265) mm. = 15 %. Bei dem Deutschen finden wir 13,9 %.

Von weit grösserem Werte als bei Männern ist dieses Maass bei Frauen: Wir finden es beim feinen Typus 15,3 %, beim mittleren 15,4 % und beim niederen 16,9 % der Körpergrösse. Ferner haben wir folgende Messungen gemacht:

bei 34 Frauen mittlerer und höherer Stände 218 mm. = 15,1 %
» 33 dto. dto. 215 » = 15 »
» 28 dto. dto. 225 » = 15,3 »
» 32 dto. dto. 213 » = 15 »

Bei europäischen Frauen beträgt dieses Maass etwa 16 % der Körperhöhe.

Abstand der Darmbeinkämme (cristae ilei), d. h. obere Beckenbreite.

Bei feinen Männern 264 (255-270) mm. = 16,3 %, bei Studenten 250 (240-300) mm. = 15,5 %, bei Arbeitern 279 (265-300) mm. = 17 %; bei den feinen Frauen 258 mm. = 17,2 %, bei den mittleren 250 mm. = 17,2 %, bei den plumpen 263 mm. = 18,2 %.

Bei 34 Frauen finden wir 246 mm. = 17,1 %.
» 33 dto. 250 » = 17 »
» 28 dto. 240 » = 17 »
» 32 dto. 241 » = 17 »

Bei Europäerinnen beträgt dieses Mass meist 18 %.

Trochanterabstand. Bei feinen Männern 302 (298-310) mm. = 18,6 %, bei Studenten 296 (272-320) mm. = 18,3 %, bei Arbeitern 305 (280-332) mm. = 19 %; bei feinen Frauen 301 (290-310) mm. = 20,0 %, bei mittleren 298 (295-300) mm. = 20,3 %, bei plumpen 305 (290-325) mm. = 21,2 % der Körpergrösse.

Ferner bei 34 Frauen 269 = 18,2 %
» 33 dto. 276 = 18 »
» 28 dto. 280 = 19 »
» 32 dto. 272 = 18 »
» 66 dto. 276 = 17,9 » der Körperhöhe.

Bei europäischen Frauen beträgt dieses Maass ca. 20 % der Körpergrösse.

Conjugata externa. Bei feinen Männern 170 (160-180) mm. = 10,5 %, bei Studenten 177 (160-220) mm. = 10,9 %, bei Arbeitern 188 (172-204) mm. = 11,5 %; bei feinen Frauen 180 (170-205) mm. = 11,9 %, bei den mittelfeinen 180 mm. = 12,4 %, bei den plumpen 193 mm. = 13,4 % der Körpergrösse.

Ferner bei 34 Frauen 166 mm. = 11,3 %.
» 33 dto. 165 » = 11,3 »
» 28 dto. 161 » = 11,5 »
» 33 dto. 174 » = 12 »

Bei Europäerinnen beträgt die Conjugata externa meist 12 % der Körpergrösse.

Umfang des Beckens, grösster über den Trochantern:

Bei feinen Männern 790 (780-810) mm. = 48,8 %, bei Studenten 812 (730-880) mm. = 50,3 %, bei Arbeitern 874 (800-930) = 53,9 %; bei feinen Frauen 827 (770-870) mm. = 55 %, bei mittelfeinen 883 (870-910) mm. = 60,1 %, bei den plumpen 890 (800-960) mm. = 61,7 %.

Ferner bei 66 niederen Frauen durchschnittlich 82 cm. = 56 % der Körpergrösse. Bei Europäerinnen beträgt dieses Maass ca 57 % der Körpergrösse.

Umfang des Beckens über den cristae ossium ilei. Bei feinen Männern 718 (710-730) mm. = 44,9 %, bei Studenten 744 (640-840) mm. = 46,0 %, bei Arbeitern 800 (750-860) mm. = 49,3 %; bei feinen Frauen 750 (700-780) mm. = 49,9 %, bei mittleren 855 mm. = 58,7 %, bei plumpen 824 (750-875) mm. = 57,2 % der Körperhöhe.

Glieder.

Länge des Arms. Bei feinen Leuten 710 (685-738) mm. = 43,8 %, bei Studenten 689 (600-780) mm. = 42,6 %, bei Arbeitern 720 (655-770) mm. = 44,4 % der Körpergrösse; bei feinen Frauen 660 (620-700) mm. = 43,9 %, bei mittelfeinen 632 (610-650) mm. = 42,9 %, bei plumpen 644 (615-675) mm. = 44,7 % der Körperlänge. *Janka* fand für japanische Arbeiter 48,3 %, eine enorm hohe Zahl. *Quetelet* gibt für europäische Männer 45,5 % und für Frauen 44,2 % an.

Lange des Oberarms. Bei feinen Leuten 297 (285-310) mm. = 18,3 %, bei Studenten 262 (215-320) mm. = 16,9 %, bei Arbeitern 295 (265-315) mm. = 18 % (nach *Janka* 19,7 %). Bei feinen Frauen 277 (260-300) mm. = 18,4 %, bei mittelfeinen 247 (240-250) mm. = 16,7 %, bei den plumpen 265 (245-285) mm. = 18,3 % der Körpergrösse. Europäische Männer nach *Quetelet* 19,8 %, Frauen 19 %.

Länge des Vorderarms. Bei feinen Männern 231 (220-240) mm. = 14,2 %, bei Studenten 227 (193-250) mm. = 14,1 %, bei Arbeitern 235 (220-250) mm.

= 14,5 % (nach *Janka* 15,8 %). Bei feinen Frauen 223 (215-230) mm. = 14,8 %, bei mittelfeinen 220 (200-230) mm. = 14,9 %, bei plumpen 219 (200-245) mm. = 15,1 %. Europäische Männer nach *Quetelet* = 14,4 %, Frauen 13,9 %.

Länge der Hand. Bei feinen Leuten 193 (185-203) mm. = 11,8 %, bei Studenten 187 (165-205) mm. = 11,5 %, bei Arbeitern 193 (165-202) mm. = 12 % (nach *Janka* 12,8 %). Bei feinen Frauen 175 (165-184) = 11,6 %, bei mittelfeinen 170 (160-186) = 11,5 %, bei plumpen 166 (160-170) mm. = 11,5 %. Europäische Männer und Frauen nach *Quetelet* (anders gemessen?) 11,3 %.

Länge des Mittelfingers. Bei feinen Männern 99 (92-110) mm. = 6,1 %, bei Studenten 99 (90-110) mm. = 6,1 %, bei Arbeitern 103 (95-110) mm. = 6,2 % (nach *Janka* 6,5 %). Bei feinen Frauen 95 (90-100) mm. = 6,3 %, bei mittelfeinen 95 mm. = 6,4 %, bei plumpen 90 (83-100) mm. = 6,2 %.

Wirbelsäulen-Arm-Index, erstere = 100 genommen. Bei feinen Männern 93 (88-96), bei Arbeitern 97 (88-108); bei feinen Frauen 96 (94-101), bei mittelfeinen 91 (89-94), bei plumpen 92 (89-99). Bei Europäern ist dieses Maass fast ausnahmslos 100 oder mehr, bein Japaner erreicht es fast nie diese Zahl; es bildet also einen charakteristischen Unterschied.

Breite der Hand mit Daumen. (1). Bei feinen Leuten 97 (90-103) mm. = 5,9 %, bei Studenten 95 (85-105) mm. = 5,8 %, bei Arbeitern 100 (90-105) mm. = 6,4 %; bei feinen Frauen 90 (82-95) mm. = 5,9 %, bei mittelfeinen 89 (83-92) mm. = 6 %, bei plumpen 91 (85-100) mm. = 6,2 %.

Breite der Hand ohne Daumen. Bei feinen Männern 84 (80-89) mm. = 5,1 %, bei Studenten 82 (74-94) mm. = 5,1 %, bei Arbeitern 87 (80-90) mm. = 5,4 % (nach *Janka* 4,8 %); bei feinen Frauen 75 (70-80) = 5 %, bei mittelfeinen 75 (72-80) mm. = 5 %, bei plumpen 77 (73-80) mm. = 5,3 %.

Umfang des Oberarms. Bei feinen Leuten 234 (220-245) mm. = 14,4 %, bei Studenten 233 (200-266) mm. = 14,4 %, bei Arbeitern 263 (240-295) mm. = 16,2 % (ebenso nach *Janka*). Bei Soldaten: Infanteristen 260, Reiter 280, Artilleristen 260, Bergartilleristen 260, Pionire 290, Trainsoldaten 270 mm. Umfang bei europäischen Männern nach *Quetelet:* 15,2 % der Grösse. Bei feinen Frauen 220 (210-230) mm. = 14,6 %, bei mittelfeinen 252 (235-260) mm. = 17,1 %, bei plumpen 261 (240-290) mm. = 18 % der Grösse. Europäische Frauen nach *Quetelet* 14,6 %.

Umfang des Vorderarms. Bei feinen Männern 234 (220-245) mm. = 14,4 %, bei Studenten 23,5 (213-266) mm. = 14,5 %, bei Arbeitern 256 (240-272) mm. = 16 % (nach *Janka* 15,4 %). Bei Infanteristen 250 mm., bei Reitern 260, bei Artilleristen 250, bei Pionieren 260, bei Trainsoldaten 250 mm. Beim Europäer sind Umfang des Vorder-und Oberarms nahezu gleich, öfters mit leichtem Ueberwiegen des Oberarms.

Bei feinen Frauen 218 (210-230) mm. = 15,3 %, bei mittleren 232 (230-235) mm. = 15,7 %, bei plumpen 239 (225-250) mm. = 16,5 %.

Umfang der Faust. Bei feinen Männern 250 (230-260) mm. = 15,4 %, bei Studenten 244 (205-277) mm. = 15,1 %, bei Arbeitern 263 (245-280) mm. = 16,2 %; bei feinen Frauen 230 (220-235) mm. = 15,3 %, bei mittelfeinen 218 (200-235) mm. = 14,8 %, bei plumpen 233 (220-250) mm. = 16,1 %.

Länge des Beins. Bei feinen Männern 804 (790-815) mm. = 49,6 %, bei Studenten 781 (680-860) mm. = 48,5 %, bei Arbeitern 812 (750-865) mm. = 50 % (nach *Janka* 45 %). Bei Europäern nach *Quetelet* 52 %, nach meiner Erfahrung 55 %. Bei feinen Frauen 765 (715-790) mm. = 50,9 %, bei mittelfeinen 720 (700-740) mm. = 49 %, bei plumpen 710 (690-750) mm. = 49,2 %.

Ferner bei 34 Frauen mittlerer Stände 47 %.

»	33	dto.	48 »
»	28	dto.	47½ »
»	33	dto.	49 »

Bei einzelnen Frauen sinkt die Beinlänge bis auf 42 %. Bei Europäerinnen beträgt sie durchschnittlich 50,8 %.

Die Länge des Beins bis zum Trochanter gemessen ist nach *Quetelet* bei der Frau durchschnittlich 4,2 % grösser als die Höhe der Bifurcation der Beine. Nach meiner Erfahrung variirt dieses Maass ganz ausserordentlich, von 20-90 mm. *Quetelet* gibt für die Höhe der Bifurcation bei der Frau 46,6 %; bei einer Japanerin mit extrem kurzen Beinen mass ich 36 %!

Länge des Oberschenkels. Bei feinen Männern

(1) *Weisbach* sagt, dass er bei der Messung der Handbreite «natürlich» den Daumen ausschliesse. Mir scheint das im Gegenteil höchst unnatürlich. Denn derjenige Körperteil, mit welchem man die Hand am naheliegendsten vergleicht, ist der Fuss, und es wird schwerlich bei der Messung der Fussbreite Jemand die grosse Zehe ausschliessen. Nur der bequemen Vergleichung wegen habe ich nachher auch noch die Handbreite ohne Daumen angegeben.

378 (370-380) mm. = 23,3 %, bei Studenten 364 (310-410) mm. = 22,5 %, bei Arbeitern 385 (360-410) mm. = 23,7 %, nach *Janka* 21,5 %. Beim Europäer meist 24-28 %. Bei feinen Frauen 363 (360 380) mm. = 24,2 %, bei mittelfeinen 327 (310-350) mm. = 23,2 %, bei plumpen 335 (320-350) mm. = 23,2 % ; bei europäischen Frauen nach *Quetelet* 22,1 %, wenn man bis zur Mitte der Kniescheibe misst. Auf unsere Messung reducirt, ergibt das 24 %.

Länge des Unterschenkels bis zum unteren Rand des äusseren Knöchels. Bei feinen Männern 356 (350-365) mm. = 21,9 %, bei Studenten 343 (305-380) mm. = 21,2 %, bei Arbeitern 353 (330-370) mm. = 22 %, bei Europäern meist 22-24 %. Bei feinen Frauen 352 (335-370) mm. = 23,4 %, bei mittelfeinen 350 (340-360) = 23,8 %, bei plumpen 325 (310-360) = 22,5 % der Körperhöhe.

Aeusserer Knöchel bis Boden. Bei feinen Männern 61 (60-62) mm. = 3,8 %, bei Studenten 66 (55-80) mm. = 4,1 %, bei Arbeitern 66 (60-72) mm. = 4 % der Körperhöhe. Nach *Quetelet* bei Europäern 3,9 %, bei dem wolgebauten Deutschen auf Tafel XIII 3,5 %. Bei feinen Frauen 53 (40-60) mm. = 3,5 %, bei den mittleren 48 (40-60) mm. = 3,3 %, bei den plumpen 53 (45-60) = 3,6 %. Die Länge des gesammten Unterbeins vom Boden bis zum äusseren Knöchel des Oberschenkels beträgt bei feinen Männern = 25,7 %, bei den Studenten 25,3 %, bei den Arbeitern 26 % (nach *Janka* 25,5 %) ; bei feinen Frauen 26,9 %, bei mittelfeinen 27,1 %, bei den plumpen 26,1 %. Wir finden also den Unterschenkel bei Frauen relativ etwas länger als bei Männern, was auffällig erscheint.

Wirbelsäulen-Bein-Index, erstere = 100. Bei feinen Leuten 105 (103-110), bei Arbeitern 109 (101-118) ; beim Europäer beträgt dieser Index durchschnittlich 120, bei den ausgeprägten, grossen, nordgermanischen Typen bis 140. — Bei feinen japanischen Frauen 112 (107-113), bei mittelfeinen 103 (100-104), bei plumpen 104 (99-108). Bei einer schlanken Amerikanerin fand ich 124.

Umfang des Oberschenkels. Bei feinen Männern 415 (400-435) mm. = 25,6 %, bei Studenten 445 (370-510) mm. = 27,5 %, bei Arbeitern 483 (415-520) mm. = 30 %, (nach *Janka* 29,4 %). Europäer nach *Quetelet* 28,9 %, nach meiner Erfahrung 30 %. — Bei feinen Japanerinnen 432 (420-445) mm. = 28,7 %, bei mittelfeinen 475 (470-480) mm. = 32,3 %, bei plumpen 510 (420-560) mm. = 35,3 %. Europäerinnen nach *Quetelet* 31,7 %.

Umfang des Knies. Bei feinen Männern 323 (320-330) mm. = 19,9 %, bei Studenten 332 (275-355) mm. = 19,9 %, bei Arbeitern 338 (320-360) mm. = 20,8 % (nach *Janka* 21,7 %). Europäer 20,6 %. Bei feinen Japanerinnen 307 (290-320) mm. = 20,4 %, bei mittelfeinen 335 (330-340) mm. = 22,7 %, bei plumpen 350 (310-380) mm. = 24,2 %. Europäerinnen 21 %.

Umfang der Waden. Ausgesuchte Männer 318 (310-328) mm. = 19,6 %, Studenten 324 (290-378) mm. = 20,1 %, Arbeiter 353 (330-385) mm. = 21,8 % (nach *Janka* 21,7 %). Europäer 20,4 %. Feine Japanerinnen 312 (300-325) mm. = 20,7 %. mittelfeine 322 (305-330) mm. = 21,8 %, plumpe 341 (325-360) mm. = 23,7 %. Europäerinnen 20,4 %.

Umfang oberhalb der Knöchel. Bei feinen Männern 199 (198-200) mm. = 12,2 %, bei Studenten 198 (138-220) mm. = 12,3 %, bei Arbeitern 206 (195-220) mm. = 13 %. Wolgebauter Deutscher 12,4 %. Feine Japanerinnen 192 (175-210) mm. = 12,7 %, (die sehr kräftig gebaute Frau abgerechnet, ergibt sich für die beiden anderen, characteristischeren Vertreterinnen des feinen Typus die Zahl 12,2 %), mittelfeine 205 (195-220) mm. = 13,9 %, plumpe 218 (198-245) mm. = 15,1 % der Körpergrösse. Europäerinnen 12,7 %.

Umfang des Fusses über dem Rist. Bei feinen Männern 305 (295-315) mm. = 18,8 %, bei Studenten 297 (210-340) mm. = 18,4 %, bei Arbeitern 318 (300-335) mm. = 19,6 % (nach *Janka* 18,8 %). Europäer nach *Quetelet* 19,5 %. Feine Japanerinnen 285 (265-290) mm. = 18,7 %, mittlere 280 (275-285) mm. = 19,1 %, plumpe 300 (285-315) mm. = 20,8 %. Europäerinnen 18,5 %.

Länge des Fusses. Bei ausgesuchten Männern 234 (230-240) mm. = 14,5 %, bei Studenten 224 (210-277) mm. = 13,8 %, bei Arbeitern 240 (227-255) mm. = 14,6 %. Europäer 15,7 %. Feine Japanerinnen 219 (205-235) mm. = 14,6 %, mittelfeine 220 (215-230) mm. = 14,9 %, plumpe 219 (210-225) mm. = 15,2 %. Europäerinnen 14,9 %.

Breite des Fusses. Feine Männer 92 (85-100) mm. = 5,7 %, Studenten 90 (80-98) mm. = 5,5 %, Arbeiter 97 (90-105) mm. = 6 %. Europäer 5,7 %. Feine Frauen 89 (85-92) mm. = 5,9 %, mittlere 88 (83-90) mm. = 5,9 %, plumpe 94 (90-100) mm. = 6,5 %. Europäerinnen 5,4 %.

BESPRECHUNG DER EINZELNEN TEILE.

Im Vorhergehenden sind die Resultate von mehr als zwanzigtausend einzelnen Messungen zusammengefasst, und wir kommen nun zu der Aufgabe, die trockenen Zahlen, die wir bisher absichtlich ohne Kritik gaben, zu besprechen, das Skelett sozusagen mit Fleisch und Blut zu umgeben.

Da müssen wir nun gleich zur Einleitung ein niederschlagendes Geständniss machen. Wenn man eine derartig ungeheure Zahl von Messungen vorgenommen und viele Jahre auf den Gegenstand verwendet hat, so ist man wol zu einem Urteil über den Wert der Körpermessungen überhaupt berechtigt. Und wie lautet dieses unser Urteil? *Dass im Allgemeinen der Wert solcher Messungen von Anthropologen und Ethnographen weit überschätzt wird.* Und woher kommt diese Ueberschätzung? Von dem sehr anerkennenswerten und natürlichen Bedürfniss, der Ethnologie eine sichere, objective, oder wie man mit Vorliebe sagt, exacte Basis zu geben, sie von dem subjectiven, oft täuschenden Urteile unabhängig zu machen. Zahlen sehen ja so klar, so objectiv aus. Wenn sie es nur immer wären. Die in unserer Arbeit gegebenen Zahlen können es an Zuverlässigkeit mit allen anderen aufnehmen, wenn grosse Uebung und Vertrautheit mit dem Gegenstande irgend in die Wagschale fallen, aber doch habe ich schon von vornherein davor warnen müssen, auf kleine Details grossen Wert zu legen. Denn bei allem Bestreben objectiv zu sein lässt sich der Einfluss des Subjects nicht eliminiren. Es wurde erwähnt, dass selbst bei Messungen an Statuen zwei Beobachter verschiedene Resultate bekommen, wie viel mehr an Lebenden!

Und selbst wenn die Messungen der Körperteile absolut richtig wären, so gestatteten sie uns zwar, gewisse nicht uninteressante Schlüsse zu ziehen, aber sie blieben doch nur höchst unvollkommene Hülfsmittel, um die Völker nach ihrer Affinität oder Heterogenität zu gruppiren. Die Zahlen sind im günstigsten Falle die disjecta membra, die man sich mühsam zusammenstellen muss, um einen Menschen daraus zu construiren. Und hat man sich diesen theoretischen Rassenmenschen construirt, was ist er mehr als ein trockener Schematismus, ein trauriger Homunculus, der dem lebenden Menschen so unähnlich sehen kann wie nur möglich? Die Zahlen sind im besten Falle Bausteine, aber aus einem Haufen Bausteine kann man noch nicht schliessen, wie das fertige Haus aussehen wird. Niemand kann das, auch der beste Baumeister nicht. Gebt die Bausteine zwei verschiedenen Meistern, lasst sie bauen, und die vollendeten Häuser werden verschieden ausfallen. Es kommt eben darauf an, wie man die Steine verwendet, und es kommt zu den Bausteinen noch etwas dazu, damit ein Haus wird. Der eine streicht es weiss an, der Andere gelb, der Dritte rot, der Vierte bemalt es gar nicht, der eine bringt vorspringende Balkone, der andere Gesimsdekorationen der verschiedensten Art an; alles das beinflusst den definitiven Gesammteindruck. So ist es auch mit den Menschen. Die Zahlen geben uns gewisse Werte, und diese unvollständig. Was den Menschentypus macht, das ist die Art, in welcher die einzelnen Teile verwendet sind. Im Menschen haben wir das Resultat, und wenn wir auch noch so sehr bestrebt sind dasselbe in seine Faktoren zu zerlegen oder aus einzelnen Faktoren zu construiren, mit dem Maassstabe wird das stets unvollkommen gelingen. *Weisbach* hat versucht, mit Hülfe einiger Linien für jedes Volk ein Rassengesicht zu construiren, aber ich frage: kann jemand angesichts dieser Dreiecke und Fratzen ernst bleiben, kann irgend jemand auf den Gedanken kommen, dass das typische Chinesen-, Japaner-, Hottentottengesichter sein sollen?

Eine einzige gute Abbildung sagt uns für die Ethnographie oft mehr als ganze Bände von Messungen. Haut, Fett und Fleisch, Blick, Haltung und Ausdruck, das sind die Dinge die entscheiden, und die lassen sich nicht in Millimetern ausdrücken. Wol wird der Ethnolog im Stande sein, beim Anblick eines Zahnfortsatzes des Oberkiefers zu sagen, ob derselbe einem Neger oder einem Europäer angehört, wol haben wir selbst im ersten Teil dieser Arbeit Gesichtsschädel-Querschnitte von Japanern gegeben, auf welche wir grossen Wert für ethnologische Unterscheidungen legten, — aber diese Dinge sind wertvoll und zu sofortigen Schlüssen verwendbar, nicht weil ihre Längen- und Breitendimensionen so und so viel Millimeter betragen, sondern eben weil ihr Gesammtbild mächtig und unmittelbar aufs Auge wirkt.

Weisbach hat sich die ungeheure Mühe gegeben, die Messungen der verschiedenen Völker zusammenzustellen und zu vergleichen, und er ist sanguinisch genug, an die baldige Möglichkeit einer Einteilung des Menschengeschlechtes nach körperlichen Merkmalen zu glauben; ja die Einteilung, die er vorschlägt, geht sogar sehr ins Einzelne und ist darum verwikkelt. Verhängnissvoller Irrtum! Würden alle Mes-

sungen *Weisbach's*, die ja meist nur an wenig Individuen genommen sind, an ebensovielen anderen Individuen desselben Volkes wiederholt — er würde erstaunt sein, in welche Unordnung seine ganze Reihe geriete. Und müssen nicht Messungen, von verschiedenen Beobachtern angestellt, als zweifelhaften Wertes erscheinen, so lange die Grösse deutscher Männer bei den einzelnen Autoren von 165 bis 185 cm. und von Japanern zwischen 150 und 167 cm. schwankt, so lange die Japaner nach den einzelnen Forschern durch langen, nach den anderen durch kurzen Oberschenkel, nach den einen durch breites, nach den anderen durch schmales Gesicht sich auszeichnen !

Der Kopf.

Dass der Kopf des Japaners gross ist, sieht jedermann auf den ersten Blick, und unsere Messungen (s. o.) haben diesen Eindruck bestätigt. Auch die Japaner scheinen eine Vorstellung zu haben, dass die Kopfhöhe den siebenten Teil der Körpergrösse betragen soll; in dem alten Skizzenbuche eines Malers, das ich besitze, finde ich eine solche Proportion angegeben. In Wirklichkeit aber wird von japanischen Künstlern die Grösse des Kopfes meist übertrieben, wahrscheinlich weil sie ihn als den Sitz des Geistes und der Mimik auszeichnen wollen. Einen plump dicken Kopf geben die Maler, die Wirklichkeit etwas carricirend, den niederen Leuten. An der Grösse des Kopfes nimmt sowol der Hirnschädel als das Gesicht Anteil. Der Schädel des Japaners hat nach meinen Messungen einen relativ grossen Inhalt und steht darin durchschnittlich über dem des Europäers. Ich ziehe daraus keinen Schluss auf die geistige Befähigung, obwol ich weiss, dass dies augenblicklich Mode in der Wissenschaft ist. Diese Mode wird nicht lange dauern; eine einzige eclatante Ausnahme wirft in diesem Falle das Gesetz über den Haufen, und solche Ausnahmen sind nicht selten. Wol haben im Allgemeinen geistreiche Männer grosse oder windungsreiche, und Idioten haben kleine, wenig entwickelte Gehirne; aber irgend eine messbare Proportion besteht nicht zwischen beiden. Mit unserer heutigen Einsicht die Leistungskraft eines Gehirnes auch nur annähernd anatomisch bestimmen zu wollen, ist mehr als kühn.

Auch das Gesicht des Japaners ist gross, namentlich ist es relativ lang. Wenn man den ganzen Umfang eines Kopfes in der Mittellinie — vom Kinn über Stirn und Scheitel nach dem Hinterhaupte — (also den senkrechten Durchschnitt desselben von vorne nach hinten) betrachtet, so findet man, wie Tafel XVII und XVIII zeigen, dass dieser Umriss eine schöne Linie gibt, und dass namentlich die Form des Schädels vollkommener und schöner gewölbt aussieht, als bei europäischen Köpfen, von denen Taf. XVII gleichfalls mehrere Beispiele gibt. So viele Köpfe ich auch in dieser Hinsicht prüfen mochte, fast ausnahmslos waren die japanischen regelmässiger gebaut. Es rührt dies daher, dass beim Japaner mit seinem tiefen Nasensattel das Gesicht in der Mittelline in einem schönen Bogen in den Stirnschädel übergeht, während beim Europäer die Nase wie ein gar nicht zur Architektonik des Ganzen gehöriger Ansatz aussieht. Ganz umgekehrt verhält es sich, wenn man einen solchen senkrechten Längschnitt des Kopfes durch die Mitte eines Auges oder durch einen äusseren Augenwinkel anlegt. Hier tritt beim Europäer der Stirnschädel weit über das Gesicht vor, während bei vielen Japanern, wenn sie das Auge schliessen, Stirn, Auge und Wange eine völlig ununterbrochene, flach-convexe Linie bilden.

Im Allgemeinen ist der Schädel des Japaners hoch, der des Europäers ist mehr in die Länge (von vorne nach hinten) entwickelt und ist namentlich in der Gegend des Scheitels stärker ausgebildet, voluminöser. Die Bilder auf Taf. XVII und XVIII, aus zalreichen ausgewält, geben eine gute Vorstellung von den Schädel- und Gesichtsumrissen in der Mittellinie und zeigen namentlich das, was ich als feines Profil mit Adlernase bezeichnet habe, bei japanischen Männern und Frauen sehr deutlich. In Wirklichkeit aber erscheinen diese Gesichter oft weniger fein und imponirend, weil die flachen, breiten Wangen und die vorspringenden Jochbeine die Nase nicht voll zur Geltung kommen lassen (1). Noch Eines fällt an diesen Figuren auf: es ist der grosse Abstand der Oberlippe von der obersten Nackengegend beim Europäer. Ich bedaure sehr auf dieses Verhältniss nicht früher geachtet zu haben, es würde vielleicht ein nicht unwesentliches Rassenmerkmal abgeben. Man sieht ferner, dass bei den meisten dieser Profile gar kein Prognathismus bemerkbar ist, während er doch bei sehr vielen Japanern deutlich hervortritt. Freilich sind die meisten Profile von gut gebildeten Köpfen genommen. Bei vielen alten japanischen, glattrasirten Köpfen steht die in der Mittellinie des

(1) Natürlich gilt dies in erhöhtem Grade von dem flachnasigen, niedrigen Typus. Man betrachte die weiblichen Profile auf Tafel XVIII: die grosse seitliche Wangenfläche und das daneben kaum bemerkliche Gesichtsprofil.

Schädels verlaufende Pfeilnaht als eine Kante hervor, so dass von vorne gesehen der Schädel ein eigentümlich dreieckiges Aussehen erhält. Die japanischen Künstler übertreiben das bei der Darstellung alter Männer und pflegen besonders die *Rakan* (Jünger *Buddhas)* mit solchen eckigen Köpfen zu bedenken.

Ein par Worte über den Schädel der neugeborenen Kinder mögen hier Platz finden. Die Entbindung dauert bei der Japanerin weit kürzer als bei der Europäerin; und daher wird die Gestalt des Kindskopfes durch die Geburt weniger entstellt. Das europäische Neugeborene, namentlich wenn es das erste Kind ist, bringt bei gewöhnlicher Lage im Mutterleib und bei gewöhnlichem Geburtsverlauf einen in der Scheitelgegend nach hinten verlängerten Kopf mit zur Welt; zum Teil durch eine unter der Haut gelegene Blutansammlung, teils durch Druck auf die weichen Schädelknochen beim Durchgang durch das knöcherne Becken der Mutter. Je schwieriger und länger die Geburt, um so deutlicher die Veränderung des Kopfes. Diese Entstellung verliert sich meist im Laufe weniger Wochen. Bei der Japanerin verläuft, wie gesagt, die Geburt schnell und leicht, daher auch meist geringere Kopfdeformation; aber das wenige, was davon vorhanden ist, genügt für die Japaner, um ein Hülfsmittel dagegen anzuwenden. Dieses Hülfsmittel ist ganz logisch und gerechtfertigt: es besteht im Streichen und Kneten, oder, wie man in Deutschland gewöhnlich sagt, im Massiren. Die Procedur heisst Marumeru, das Rundmachen des Kopfes. Der Erfolg ist zweifellos und die Sache dürfte sich für Fälle von starker Kopfgeschwulst in Europa entschieden zur Nachahmung empfehlen. Wir wenden das Kneten bei allen möglichen Formen von Blut- und anderen Ergüssen an, warum nicht hier? Es hilft sicher, dem Kopf seine normale Gestalt schnell wiederzugeben.

Besondere absichtliche Entstellungen des Kopfes, wie sie bei vielen Völkern des Altertums und der Gegenwart beschrieben werden, sind in Japan meines Wissens unbekannt.

Ueber die Behaarung des japanischen Kopfes, über Haartracht etc. ist schon oben gehandelt worden.

Das *Gesicht* des Japaners ist bei den verschiedenen Typen ganz verschieden; gross ist es bei allen. Aber während beim feinen Typus die Länge sehr stark über die Breite überwiegt, ist dies beim plumpen Typus in geringem Maasse der Fall. So finden wir bei den feinen Leuten den Gesichtsindex (Verhältniss der Gesichtsbreite zur Gesichtshöhe, letztere = 100) zu 66,7 und bei den feinen Frauen auf Tafel XIV zu 73; bei zwei anderen Frauen, die ich zu messen Gelegenheit hatte, betrugen die Zahlen 65 und 68. Das ist im Vergleich zu europäischen Angaben ein ausserordentlich niederer Gesichtsindex, da Deutsche, Franzosen, Italiener gewöhnlich über 80 haben. Ich bin indessen überzeugt, dass in Amerika und England zalreiche Leute zu finden sind mit Indices von höchstens 70; denn gerade in den beiden genannten Ländern kommen Schmalgesichter ausgeprägtester Form bei den höheren Ständen oft genug vor. Sind nun also die feinen Japaner ausgesprochene Leptoprosopen, so nähern sich die niederen Stände weit mehr der Chamaeprosopie, ohne indess hierin den meisten Europäern gleichzukommen. Dies ist eine erstaunliche Tatsache; wer einen ausgeprägten Mongolenkopf eines niederen Japaners oder Chinesen sieht, der möchte schwören, dass diese Menschen ein enorm breites Gesicht haben, weit breiter als der Durchschnittseuropäer. Die directe Messung belehrt eines Anderen, wenn sie in der gewöhnlichen Weise vorgenommen wird. Wie kommt das? Es handelt sich um eine Augentäuschung: Die grösste Gesichtsbreite liegt beim Ostasiaten weit vorne, etwa in der Fläche des äusseren Augenwinkels; beim Europäer liegt sie viel weiter hinten. Sie wird beim letzteren ganz allmälig, beim Japaner sozusagen plözlich erreicht. Die im ersten Teile dieser Arbeit gegebenen Querumfänge des Gesichtsschädels erläutern das am besten; auch einige der Querumfänge der Gesichter auf Tafel XVII und XVIII helfen zum Verständniss. Beim Japaner ist eben die grösste Gesichtsbreite, die beim Europäer in der Mitte zwischen äusserem Augenwinkel und Ohr liegt, ganz in die Fläche des letzteren projicirt und erscheint daher auffallender. Wir bemerken hier nochmals, dass wir beim Gesichtsindex die Gesichtslänge in ihrer vollen Ausdehnung von oberer Stirngrenze bis Kinn rechnen, dass also unsere Gesichtsindices von denen der Kraniologen notwendig abweichen. Wir müssen nach unseren Untersuchungen die Messung des lebenden Gesichts für weit wichtiger halten als die des Skelettgesichts.

Die Höhe des menschlichen Gesichts beträgt nach dem Kanon des Polyklet, der von griechischen und römischen Künstlern, und ebenso von den Heutigen, als der beste anerkannt wird, ein Neuntel der Körperhöhe, also etwa 11 %. Das trifft im Durchschnitt auch für den modernen, wolgewachsenen Europäer zu; bei schlanken Nordgermanen ist es sogar weniger als 11 %, bei Japanern stets mehr,

bis 13%. Und gerade dieses lange Gesicht gilt in Japan für schön. Halb von der Seite, halb von hinten gesehen, kommen die Jochbeine in auffallender Weise in den Vordergrund; man sieht dann häufig, dass Stirne, oberes Augenlid und Wangenfläche eine fortlaufende Fläche bilden, nur durch einen ganz kurzen, dreieckigen, mit der Spitze nach oben sehenden Einschnitt unterbrochen: das Auge. Die grosse Länge des vornehmen Gesichtes kommt fast ganz auf Rechnung des Untergesichts von den Jochbeinen nach dem Kinn zu; das leztere ist meist schmal; breites römisches Kinn ist überaus selten. Die Magerkeit lässt das Kinn noch schmaler erscheinen, als es ist, und trägt auch dazu bei die Schläfen-Tiefe und Wangengruben tiefer erscheinen zu lassen, als sie bei gutem Fett-und Muskelpolster eigentlich sein müssten. Natürlich ist dasselbe im hohen Alter der Fall. Einen extremen Fall von Hervortreten der Jochbeine durch Abmagerung bietet der 63jährige Greis auf Tafel XVII, der übrigens einen wolgeformten Schädel und eine schöne Nase hat, wie das neben dem senkrechten Gesichtsumfang stehende Profil beweist.

Beim niederen Typus ist das Gesicht kürzer und breiter, doch ist der Unterschied vom feinen Typus scheinbar grösser als in Wirklichkeit, weil die Abflachung der Wangen gerade bei diesem plumpen Typus am meisten ausgeprägt ist. Das plumpe Weib, dessen Frontansicht auf Tafel XVIII gegeben ist, scheint ein ebenso breites als hohes Gesicht zu haben; misst man aber, so zeigt sich, dass sie in Bezug auf Längen- und Breitenverhältniss den meisten Mitteleuropäern nahe steht. Dieses Weib ist überhaupt ein treffliches Beispiel für den niederen Typus in seiner ausgeprägtesten, unschönsten Form. Das Kinn, die Unterkiefer bei diesem Typus sind breit; die halbcirkelförmige Linie an den Schläfen, welche die Grenzen des Kaumuskels anzeigt, ist gross, der Muskel selbst ist stark entwickelt. Das Gesicht ist meist ein wenig, selten stark prognath, was übrigens auch beim vornehmen Typus vorkommt. Wenn die Jochbeine stark vorspringen, Untergesicht und Schädel dagegen seitlich zurücktreten, so bekommt der senkreckte Kopfumriss bei diesen Leuten den Anschein eines an den Ecken etwas abgerundeten Quadrats, wobei die Ecken gebildet werden durch Scheitel, Kinn und Jochbeine. Das Vorspringen der Jochbeine nach vorne (weniger nach der Seite, denn der quere Abstand ist nicht so gross als man gewöhnlich annimmt) und die Tiefe des Nasensattels sind die Haupt-Ursachen des typischen Gesichtsausdrucks der Ostasiaten. Wenn man beim Europäer einen Bleidraht quer über Augen und Schläfengegend legt, so bildet der Nasenrücken einen scharfen Vorsprung; bei feinen japanischen Nasen tut er dies auch, aber in geringerem Maasse, bei den stumpfen aber ragen die Augen von der Seite gesehen über den Nasenrücken hervor, und der plastische Draht zeigt an Stelle der Nasenwurzel nicht einen Vorsprung, sondern eine Vertiefung zwischen beiden Augen (vergl. die Querprofile der beiden plumpen Frauen auf Tafel XVIII).

Starkes Vorspringen der Jochbeine pflegt überall für unfein zu gelten, in Japan wie im Occident. In Europa haben von jeher zahlreiche Leute, und nicht bloss Laien, in den auffallenden Jochbeinen der Ostasiaten eine Berechtigung dafür gesucht, dieselben als tiefere, dem Tiere näher stehende Rasse aufzufassen. Selbst ein so genialer Mann wie E. v. Baer liess sich in seiner Erklärungssucht zu folgenden leichtsinnigen Schlüssen verleiten: «Die Tataren von Kasan haben durchaus nicht breite Gesichter und abstehende Jochbogen, sondern schmale, oft lange Gesichter mit stark hervortretenden Nasen, die nicht selten die gekrümmte Habichtsform zeigen. Ihre Schädel zeigen eine Mittelform, in welcher keine Dimension prävalirt. Noch schöner fand ich die Tataren am Kurflusse, wo eine gewisse Gemeinheit, die man den Wolga-Tataren anzusehen glaubt, vermisst wird. Woher kommt es nun, dass andere Tataren, die nicht weit von den Kasanschen an der Wolga-Uralischen Steppe wohnen und dieselbe Sprache reden, breite Gesichter und weniger vortretende, aber breitere Nasen, überhaupt ein viel roheres Aussehen haben? Ich suche den Unterschied ganz übereinstimmend mit *Prichard* in der verschiedenen Lebensart; denn ich bemerke ausdrücklich: hier ist nicht von verschiedenen Völkern die Rede, die nur der Ethnograph in einen Collectivnamen zusammenfasst, sondern von einem Volke, das sich selbst als ein einheitliches betrachtet. Die Tataren um Kasan und den Kur, wie ihre Nachbarn in den transkaukasischen Provinzen, sind seit langer Zeit ansässig, leben in ordentlichen Häusern, die wenigstens von den kaukasischen Tataren reinlich gehalten werden, treiben Feld- und Gartenbau neben Viehzucht; Cerealien, besonders Waizen und Reis, bilden einen bedeutenden Teil ihrer Nahrung. Die Tataren in der Steppe sind Nomaden, haben also bewegliche Kibitken, leben nur von animalischer Kost, und von

Reinlichkeit kann in ihren engen Behausungen, in deren Umgebung die Reste ihrer Malzeiten der Verwesung anheimfallen, wenig die Rede sein. Geht man noch weiter nach Osten, überblickt man die Völker, die sich zum Teil anders nennen, aber doch eine Sprache reden, die zu dem türkisch-tatarischen Stamme gehört, so findet man das Gesicht immer breiter werden, mit weit abstehenden Jochbogen. Bei einigen dieser Völker, wie bei den östlichen Kirgisen, von den Russen Felsenkirgisen genannt, wird auch der Schädel breiter, so dass sie der mongolischen Form entschieden näher stehen, obgleich sie eine türkische Sprache reden ; bei anderen, z. B. den Jakuten, haben die Schädel mehr die Eiform der westlichen Tataren, aber das Gesicht hat sehr abstehende Jochbogen. Vielleicht ist bei jenen Felsenkirgisen starke Beimischung von mongolischem Blute, die aber auch sehr alt sein muss, da sie ungemein ähnlich unter einander sind. Aber der grosse Abstand der Jochbogen, gewönlich um so mehr mit der Breite des Schädels verbunden, je entschiedener die Fleischnahrung ist, erinnert daran, dass die Fleischfresser auch durch abstehende Jochbogen vor den Pflanzenfressern sich auszeichnen, und lässt die Frage auftauchen, ob sich nicht hierin der Einfluss der Nahrung auf die Variationen des Menschengeschlechtes zeigt ? In der Tat bin ich geneigt, die Frage mit Ja zu beantworten.... denn bei allen Völkern, welche nur von animalischer Kost leben, finde ich die Jochbogen weiter abstehend als bei denen, welche eine bedeutende Menge Pflanzenstoff verzehren, wie die Hindus und die indogermanischen Völker Europas. »

So weit *Baer* (nach *Reich* angeführt). Ich habe so ausführlich citirt, um zu zeigen, zu welchen Trugschlüssen halb durchgeführte logische Consequenzen führen können ; *v. Baer* sagt : « Geht man weiter nach Osten, so findet man das Gesicht immer breiter werden, mit weit abstehenden Jochbogen ». Ganz richtig : geht man weiter nach Osten, so weit als man überhaupt gehen kann, geht man nach China und Japan, so findet man die Jochbogen weit abstehend. Aber wo ist die Consequenz? « Bei allen Völkern, welche nur von animalischer Kost leben, findet man die Jochbogen weiter abstehend, als bei partiellen Vegetarianern ! » Ist denn aber in Wirklichkeit nicht eher das Gegenteil der Fall, dass, je mehr man nach Osten geht, die Menschen mit den abstehenden Jochbogen ganz überwiegend von Pflanzenkost leben ? Man vergesse doch nicht, dass Milch auch animalische Kost ist, und dass die Natur jeden Menschen anfangs auf diese Kost anweist. Einem Anatomen aber wie *v. Baer*, der aus dem Augenschein urteilen konnte, durfte es nicht passiren, dass er den scheinbaren grossen Abstand der Jochbogen für wirklich hielt.

Wir haben oben gesehen, dass der grösste Abstand der Jochbogen der Japaner im Verhältniss zum übrigen Kopf und Gesicht — und danach muss man doch schliesslich urteilen — gar nicht so auffallend bedeutend ist, dass nach *Janka* sich die Japaner sogar vor fast allen Völkern durch schmale Gesichter auszeichnen (was nach unserer Erfahrung allerdings übertrieben ist). Bei den Tataren, die ja *Baer* ausdrücklich als mongolenähnlich bezeichnet, und die von den meisten Ethnographen einfach zu den Mongolen gerechnet werden, verhält es sich gewiss ebenso. In Wirklichkeit ist das Vorstehen der Jochbogen gar nicht oder fast nicht durch die Grösse dieser Knochen, sondern weit überwiegend durch die Breite der Oberkiefer bedingt. Ich glaube, dass die Gestalt der Jochbogen bei den einzelnen Völkern nicht mehr mit der Nahrung zusammenhängt als die Gestalt der Nase. Ich habe in den lezten Jahren bei Angehörigen der verschiedensten Nationen auf etwaige Parallelen zwischen Appetit, Nahrungsweise und Gesichtsform geachtet und kann versichern, dass ich Europäer mit gar nicht prominenten Jochbogen Unglaubliches im Vertilgen von Fleisch leisten sah und andererseits ostasische Priester mit eckigen Backenknochen beobachtete, die ihr Lebenlang nie tierische Nahrung — selbst nicht Fisch — über die Lippen gebracht hatten. Und nicht bloss diese Priester selbst, sondern ihre Vorfahren durch viele Jarhunderte, waren strenge Vegetarier. Das Resultat? Dieselben viereckigen Köpfe. Ja gerade innerhalb der mongoloiden Völker selbst sehen wir dieselbe Gestaltung von Kopf und Gesicht bei den grössten Gegensätzen der Ernährung. Der japanische Vegetarier (1) und die von Fleisch lebende Rothaut Nordamerikas — lassen sich in der Ernährungsphysiologie zwei grössere Gegensätze denken? Und beide haben dieselben Jochbogen. Dieses ist nur ein Beispiel, die ganze anthropologische Litteratur starrt von solchen Widersprüchen, weil die Mehrzahl der Forscher den Blick auf die sie augenblicklich beschäftigende Menschengruppe beschränkt und in der

(1) Ich brauche wol nicht zu bemerken, dass der Japaner kein so strenger Vegetarier ist, wie manche glauben, sondern dass er Fisch geniesst wo er kann, neuerdings auch Fleisch.

Illusion, induktiv vorzugehen, daraus Schlüsse zieht, die der grosse Prüfstein allgemeiner Erfahrung als falsch erweist.

Bisher war immer nur die Rede von den Gesichtern der Erwachsenen. Es bleibt noch der Einfluss des Lebensalters auf das Gesicht zu besprechen. Das Gesicht der Kinder ist in Japan von dem der Erwachsenen womöglich noch verschiedener als in Europa. Bei den Kaukasiern pflegt ein Kind von ein par Jahren schon allerlei deutlich markirte Züge um Mund, um Augen, um die Nasenflügel zu bekommen. Beim japanischen Kind ist dies kaum der Fall, man möchte sagen, die körperliche Individualität — im Gegensatz zur geistigen — entwickelt sich bei ihm später. Das japanische Kindergesicht bildet eine fast gleichmässige, halbkugelige Fläche, in deren fetter Rundung einige kleine Löcher sichtbar sind: zwei knopflochförmige Augen, von dicken, gar nicht modellirten Lidern begrenzt; zwei kleine, runde, leicht offendaliegende Nasenlöcher und ein meist kleiner Mund. Die Nase kommt kaum in Betracht (s. Fig.) Alles ist strotzende Fülle und üppige Gesundheit, und die Kinder mit ihren schönen, dunkeln, tief zwischen den Lidern versteckten Augen, ihrem hübschen Mund, ihren altklugen Manieren und doch gleichzeitig mit ihrer herzlichen, kindlichen Fröhlichkeit machen einen angenehmen Eindruck — wenn sie gewaschen sind: Die meisten Europäer finden die Kinder in Japan weit hübscher als die Erwachsenen. Die Japaner ihrerseits sagen von den Europäern dasselbe. Die Kinder finden sie entzückend, die Erwachsenen — ich will nicht sagen: abstossend, aber jedenfalls nichts weniger als schön. Dem japanischen Kindergesicht fehlen zwei unangenehme Eigentümlichkeiten des erwachsenen Japaners: vorspringende Jochbogen und die oft vorhandene Neigung zur Prognathie. Das reichliche Fett verdeckt die Jochbeine total und die vollen, runden Pausbacken täuschen eine Wölbung vor, welche später verschwindet. Der Mund ist klein, und die Zahnreihen stehen stets senkrecht auf einander.

Im höheren Alter verliert das Gesicht mehr und mehr sein specifisch japanisches Aussehen. Das Alter nivellirt. Zahlreiche alte Japaner sind im Gesicht nicht von europäischen Greisen zu unterscheiden, und manchem weissen japanischen Mütterchen glaubt man schon zu Hause irgendwo begegnet zu sein. Die so charakteristische Fettmasse im oberen Augenlid verschwindet, der freie Rand desselben, früher unsichtbar, kommt zum Vorschein, ebenso der obere Rand der Augenhöhle, die Nase tritt schärfer hervor; auf der Stirn, um Mund und Auge bilden sich dieselben Furchen in der dürren Haut beim Kaukasier und beim Mongolen.

Von den auffallenderen Zügen des japanischen Gesichtes war schon früher bei der Beschreibung der verschiedenen Typen die Rede. Hier mögen noch folgende Bemerkungen Platz finden. Dem Europäer, der, nur an kaukasische Gesichter gewöhnt, in Japan eintrifft, scheinen sich hier alle Menschen zu gleichen; er ist nicht im Stande, die Züge der einzelnen von einander zu unterscheiden. Ja selbst Männer und Frauen werden oft genug auf der Strasse verwechselt. Diese Erfahrung beweist, wie wenig das Auge selbst eines gebildeten Menschen gewöhnt ist, auch grosse Unterschiede zu erfassen, sobald sie ausserhalb seiner gewöhnlichen Beobachtungssphäre liegen. Von diesem Standpunkte aus ist es interessant zu sehen, dass dem Japaner mit den Europäern dasselbe begegnet. Ihm haben anfangs alle fremden Männer nur ein Gesicht; ja selbst Frauen und unbärtige Männer sollen kaum zu unterscheiden sein. Beim Japaner ist nun hierin der Fehler weit grösser als bei uns; denn während sich die Europäer unter sich durch die Farbe der Haare, der Augen, durch die Manchfaltigkeit der Barttracht, Männer und Frauen durch die Kleidung total unterscheiden, so haben alle Japaner schwarze Haare und schwarze Augen, haben meist keinen Bart, die Kleidung beider Geschlechter gleicht sich weit mehr als in Europa: Diese Tatsachen geben zu denken.

Während die Gesichter aus dem Volke in Japan dem Europäer etwas Fremdartiges und in der Regel wegen der uns anerzogenen aesthetischen Begriffe etwas Hässliches, oft Abstossendes haben, so begegnen wir unter den Höheren nicht selten Gesichtern, die uns bekannt scheinen. Sieht man genauer zu, so glaubt man Judenphysiognomieen zu erkennen, nicht die plumpen, hässlichen, übermarkirten, sondern die feinen, oft vornehmen. Die eigentümlich gekrümmte Nase, die Gestalt der Oberlippe, die Andeutung von Prognathismus, die vorstehenden Augen bilden die wichtigsten Aehnlichkeitsmerkmale; solche Gesichter finden sich im ganzen Kriegs- und Hofadel bis zur kaiserlichen Familie hinauf da und dort zerstreut. Der mutmassliche Thronerbe Japans hat ausgeprägte, feine, jüdische Gesichtszüge, und eine der schönsten Frauen Tokios würde in Europa unzweifelhaft für jüdischen Geblütes gehalten wer-

den. Das Vorkommen derartiger Gesichter unter den herrschenden Klassen hat, wie wir im ersten Teil (Bd. III S. 345, S. 15-17 des Sonderabdrucks) ausführlich erörterten, Veranlassung gegeben, die Japaner von den verlorenen Stämmen Israels abzuleiten. *Kaempffer*, unser deutscher Landsmann, dessen Werk über Japan noch heute, nach zweihundert Jahren, die Bewunderung jedes Lesers erregt, war der Erste, der den Ursprung der Japaner definitiv weit nach Westen verlegte und annahm, dass dieselben sich beim Turmbau zu Babel von den anderen Stämmen trennten. Weit bestimmter, und direkt auf die Juden zurückgreifend, leitet ein Sonderling und Curiositätenhändler in Yokohama, *Mc Leod*, den Ursprung der Japaner her, und er hat seine Ansichten in einem ziemlich confusen Werke niedergelegt, in dem er mit der Auslegung der Bibel ebenso frei umspringt als mit der japanischen Geschichte und mit japanischen Sitten und Institutionen. Ja sogar das kaiserliche Wappen der Japaner soll dem des Salomon gleichen, der Tempel zu Jerusalem soll das Vorbild der japanischen Tempel sein, und was dergleichen Phantasieen mehr sind. Eines aber muss man sagen, dass nämlich *Mc Leod* eine stattliche Sammlung von typisch jüdischen Gesichtern aus der japanischen Aristokratie zusammengestellt hat, ohne zu übertreiben. Ich kann dies versichern, weil ich die meisten der daselbst abgebildeten Leute aus eigener Anschauung kenne. An oben erwähnter Stelle habe ich einer anderen Vermutung Raum gegeben, dass wir nämlich für den Ursprung der feinen Japaner zwar nicht auf die Juden oder auf den babylonischen Turmbau, aber auf ein Urvolk zurückzugehen haben, das die Niederungen des Euphrat und Tigris bewohnte, und das erst ganz neuerdings aus dem Schutte der Vergessenheit herausgegraben worden ist, auf die Akkadier. Eine nicht geringe Genugtuung war es mir, bald nach Erscheinen meines Aufsatzes zu erfahren, dass der vortreffliche Geschichtschreiber Chinas, *Boulger*, bezüglich der Abstammung der Chinesen zu analogen Schlüssen gekommen war.

Aesthetik und Kosmetik des Gesichts.

Von buddhistischen Ideen geleitet, verlangen die Japaner von einem vollkommenen Menschen 32 Schönheiten, teils geistiger und seelischer, teils körperlicher Art. Unter den körperlichen Schönheiten steht die weisse Hautfarbe, namentlich des Gesichtes oben an. Es heisst im Sprüchwort: Eine rein weisse Hautfarbe wiegt sieben Unschönheiten auf. Es beeinflusst also die Farbe des Gesichts das Urteil über dessen Schönheit in ganz ungebührlichem Maasse. Während in Europa, besonders von Mädchen und Frauen, ein leicht gelblicher Ton der Haut, ein « warmes Incarnat » recht gerne gesehen ist, denken und fühlen Japanerinnen und Japaner umgekehrt. Nächstdem kommt in Betracht die Nase, die hoch und namentlich lang sein soll.

Ueber schöne Augen gibt es allerlei Regeln, aber allgemeine Gesichtsform (langes Gesicht), Hautfarbe und Nase geben ganz den Ausschlag.

Im Grossen und Ganzen stimmen natürlich die Ideen über Schönheit beim Abend- und Morgenländer überein, aber wenn es sich darum handelt, zu bestimmen, was hervorragende Schönheit ist, divergiren die Meinungen. Eine Frau, die fast sämmtliche Europäer einstimmig für die schönste Japanerin erklären, die sie gesehen, wurde von mehreren gebildeten und erfahrenen Japanern zwar hübsch aber für nichts Besonderes befunden, und zwei andere Frauen, die mir meine Kritiker als sehr schön bezeichneten, erschienen mir recht lieblich, aber in keiner Weise auffallend. Nur in Bezug auf die seltenen, statuenhaften Gesichter, von denen früher die Rede war, stimmten wir überein. Wir alle fanden sie schön, aber frostig, marmorhaft. Sie gleichen der anziehenden, lieblichen Schönheit, wie ihre heimatliche Blume, die Camelie, der Rose: regelmässig, prächtig, aber kalt, starr, hart, ohne Duft.

Beim schönen Manne muss nach japanischer Auffassung das Gesicht gleichfalls lang, schmal und weiss sein, die Nase hoch und lang, das Auge schief, gedehnt; ein stolzer, selbst trotziger Ausdruck ist erwünscht.

Um das Gesicht weiss aussehen zu machen und, die europäischen Toilettenkünstlerinnen noch übertreffend, um die Gesichtzüge nach Belieben zu variiren, bedienen sich die japanischen Frauen der Schminke, *Oshiroi*, d. h. weiss. *Oshiroi* ist zugleich der Name der Pflanze, von der die feinste Schminke gewonnen wird, der Mirabilis Jalappa. Dieses auch in Europa wolbekannte Gewächs, das seine duftenden roten oder gelben Blüten erst bei Sonnenuntergang öffnet, enthält in seiner schwarzen Beerenfrucht ein blendend weisses, überaus feines Pulver, das die Damen gerne zum Weissfärben benützen. Da es aber nicht leicht in grosser Menge zu bekommen und daher zu teuer ist, so ist man in Japan seit langer Zeit auf dieselbe traurige Auskunft verfallen wie in Europa, nämlich auf Bleiweiss und

natürlich auch Reispulver. Dasselbe wird zu einem Brei angerührt und ziemlich dick aufgetragen, sodann, wenn es getrocknet ist, abgerieben bis es die gewünschte Wirkung hat. Ungezählt sind die Vorschriften, die das Toilettenbuch gibt, um durch dickes oder dünnes, da verstärktes, dort zarteres Schminken die Linien der Nase, des Auges, des Mundes voller, schmaler, höher, kürzer, länger erscheinen zu lassen. In neuerer Zeit wird in der Hauptstadt weniger oder wenigstens discreter geschminkt, nur die jungen Mädchen von 5 bis 12 Jahren werden noch jezt oft so dick weiss beschmiert, dass sie — ich weiss keinen anderen Ausdruck — wie getüncht, oder meinetwegen wie Wachspuppen aussehen. Auf die feineren Toilettenkunststücke will ich hier nicht weiter eingehen, sondern nur noch die seltsame Art erwähnen, in welcher der Nacken geschminkt wird. Der ganze Hals und der Nacken werden geweisst, nur jederseits der Mittellinie ragt vom Haar eine scharfe, dreieckige, ungefärbte Zacke in das Weiss hinein. An diesen Stellen sieht die Haut so braun aus, dass der Europäer im Anfange immer glaubt, sie sei absichtlich gefärbt; ja selbst aufmerksame Männer, die viele Jahre lang im Lande gelebt haben, teilen noch diesen Irrtum. Ein Irrtum ist est aber. Das Braungelb ist die wahre Hautfarbe, die nur neben dem reinen Weiss in ihrer ganzen Deutlichkeit zur Geltung kommt. Sehr unvorsichtig von den Japanerinnen, die so grosse Stücke auf eine weisse Haut halten! Der Grund für die Freilassung der beiden Zacken ist, dass das Haar, wenn es schön gewachsen ist, dieselben ausfüllen soll. Und weil kein Haar daselbst wächst, lässt man braune Haut zwischen den glänzend schwarzen Haaren und dem blendend weissen Nacken stehen! Welche fast rührende Naivität! — Früher spielte auch das Rot eine grosse Rolle beim Schminken, um allerlei zarte Töne zu erzielen, jezt wird es relativ wenig gebraucht (ausser für die Lippen). Nur die berufsmässigen Toilettenkünstler, die Schauspieler, die Geisha und die *Jōrō* (öffentlichen Mädchen) ziehen es noch in etwas ausgedehntere Anwendung.

Unter den einzelnen Teilen des Gesichts beschäftigt uns zunächst

Die Stirn.

Schon seit alten Zeiten hat man eine mächtig ausgeprägte Stirn als das Zeichen starker Entwicklung geistiger Fähigkeiten betrachtet, und neuere physiologische und pathologische Forschung deuten trotz allen Widerspruchs mehr und mehr darauf hin, dass die höheren geistigen Eigenschaften, vor allem die Sprache, in der Stirngegend ihren Sitz haben. Daher hört man auch so oft das Wort: Denkerstirne. Die Gallsche Phrenologie versäumte nicht, eine Menge von Eigenschaften und Charakterzügen daselbst zu lokalisiren. Ihre Jünger ahnten wol nicht, dass sie damit nur etwas taten, was im äussersten Osten der alten Welt die Chinesen Jahrtausende vor ihnen getan hatten. Ja, auch die Chinesen, und von ihnen die Japaner, haben ihre Phrenologie und ihre Physiognomik, und namentlich die leztere ist oft mit einem Geist und in einer so poetischen Sprache geschrieben, dass *Lavater* seine Freude daran gehabt hätte. Dieser Gegenstand würde uns aber leicht zu weit führen, und ich muss mir die Bearbeitung desselben für eine spätere Zeit vorbehalten. Für jezt genügt es zu wissen, dass auch die ostasische Wissenschaft oder Pseudowissenschaft hervorragende Eigenschaften des Geistes in die Stirne verlegt nnd aus deren Gestalt zu erkennen glaubt. In Japan ist heutzutage die Achtung für und der Glaube an diese Kunst sehr gering, und wenn man sich die entsprechende Litteratur verschaffen will, so darf man sich einige Mühe und etwas Warten nicht verdriessen lassen. Trotz alles Nachforschens ist es mir nicht gelungen, eines lebendigen Phrenologen habhaft zu werden. Im allgemeinen legt der Japaner jezt nur sehr mässigen Wert auf die Gestalt der Stirne, wenigstens bei den Männern, und er hat Recht. Denn die Erfahrung zeigt, dass Verstand und Genialität sich bei hohen und bei breiten Stirnen findet. *Carus* glaubt, dass eine hohe Stirne (wie die Napoleons) auf einseitig excentrische Genialiät, eine breite (wie die Kants) mehr auf Generalität hinweise. *Reich* findet als Frucht seiner Beobachtung und seiner riesigen Belesenheit das gerade Gegenteil! Immer das alte Lied! Widersprüche wohin man sich wendet! Wir unseresteils schliessen daraus, dass Breite oder Höhe der Stirne keine Merkmale irgendwelcher derartiger Besonderheiten sind. Beim Lebenden ist überhaupt die Höhe der Stirne im anatomischen Sinne gar nicht zu bestimmen. Wir beschäftigen uns jezt nur mit der Stirne des Lebenden, wie sie nach oben durch die Haare begrenzt ist und welche einen Schluss auf die Schädelwölbung nur in sehr mässigem Grade gestattet. In diesem ist die Stirn des Japaners nieder, während sie im anatomischen Sinne hoch ist. Etwa 6 % (?) der Körperhöhe beim Europäer, erreicht sie selten mehr als 4½ % beim Japaner, und davon kommt noch ein gut Teil

auf die obere Hälfte des flachen Nasensattelbogens, der ja eigentlich nicht mit zur Stirn gehört, so dass dieselbe in Wirklichkeit kaum 4 % ausmacht. Noch auffallender wird die Sache, wenn man die Stirn im Vergleich zur Gesichtshöhe betrachtet; Die Stirn beträgt nämlich nur etwa 37 % der Gesichtslänge, beim Europäer in der Regel 40 %. Die Stirn ist seitlich stark gewölbt, die seitlichen Höcker sind wenig ausgebildet, dagegen fällt der Brauenbogen (arcus superciliaris) durch starke Entwicklung auf, und zwar bei Männern und bei Frauen, ja bei den letzteren noch weit mehr, weil sie sich nach der Verheiratung die Brauen rasiren. Der mittlere Teil des Stirnbeins, die Glabella, ist gegen die seitlichen Fortsätze scharf abgegrenzt, so dass man seine Umrisse oft am Lebenden ohne Weiteres erkennt. Der Jochbeinfortsatz ist gleichfalls stark ausgeprägt und hebt sich bei alten Leuten scharf ab.

Dass die Stirne im Profil und Gesicht und Schädel eine schöne Wolke bildet, geht aus den Umrissen auf Tafel XVII und XVIII hervor. Diese ohne Rücksicht auf den Haarwuchs gezeichneten Umrisse zeigen, dass der Japaner meist einen hohen und gut gewölbten Stirnschädel besitzt, aber eine breite Stirn, wie man sie bei den meisten Europäern findet, besitzt er nicht. Der Begrenzung der Stirn durch die Haare wird bei Frauen grosser Wert beigelegt. Für besonders schön gilt eine Stirn, die in der Mitte eine hohe Spitze zeigt, und bei der jederseits die Haare seitlich in mehreren Zacken abfallen. Eine solche Stirn heisst *Fujibitae* nach der Gestalt des *Fujiyama*-gipfels. Die Haare sollen gleich an der Grenze lang und stark sein, was sich oft durch jahrelanges Rasiren an dieser Stelle erreichen lässt. Bei Männern ist die Haargrenze auf der Stirn ganz analog der bei den Europoäern.

Die Nase.

Von grösster Bedeutung für das Verständniss der japanischen Nase ist deren Uebergang in die Stirn. Beim Europäer ist dieser Uebergang scharf winklig, wenn er nicht, wie bei vielen griechischen Statuen und bei einigen wenigen Lebenden, äusserlich ganz unmerkbar ist. Jedenfalls liegt beim normalen Europäer dieser Uebergang, der Nasensattel oder die Nasenwurzel, fast unmittelber unter der Schnittlinie der Augenbrauen, beim Japaner aber liegt er entsprechend der Länge und dem starken Zurückliegen des Nasenfortsatzes des Stirnbeins weit tiefer, oft noch mehr unterhalb der erwähnten Linie. Er geht so allmälig und langsam in die Erhebung des Nasenrückens über, dass ein flacher Bogen entsteht, da wo der Abendländer einen mehr oder weniger deutlichen Winkel zeigt. Vgl. die Tafeln XVII und XVIII. Dabei ist der Nasensattel flach und erscheint sehr breit. Beim Europäer tritt die Nasenwurzel wenig, die Wangen treten weit hinter die Stirne zurück, bein Japaner ist das Umgekehrte der Fall. Kurz das japanische Gesicht, namentlich das niedrige, sieht aus, als ob durch einen Schlag auf die Gegend der Nasenwurzel diese ganze Partie sozusagen eingedrückt wäre. Die dem Arzte und auch vielen Laien wolbekannte Form der Nase, die bei uns fast nur durch schwere Syphilis entsteht, ist in Japan eine Rasseneigentümlichkeit von Millionen : flacher Nasensattel, kurzer, stumpfer, breiter Nasenrücken, grosse und runde Löcher, aufgestülpte Spitze, schlecht ausgebildete Nasenflügel. Ganz anders beim feinen Typus. Auch hier ist der Nasensattel tiefer als beim Europäer, aber der Unterschied ist nicht so gross, und an den Nasensattel schliesst sich eine scharf gekrümmte und oft sehr edle Nase an. Man kann sie als Adlernase bezeichnen, weil die Spitze eingezogen ist (vgl. die Tafeln XVII und XVIII). Aber auch die feine japanische Nase ragt weit weniger über die Gesichtsfläche hervor als die europäische, wie man an den photographischen Bildern sieht, nicht weil die eigentliche Nase kleiner ist, sondern weil sie nicht gleich der europäischen auf einer Erhebung des Oberkieferknochens steht. Im ersten Teil dieser Arbeit wurde angegeben, und durch Diagramme erläutert, dass der Nasenfortsatz des Oberkiefers beim Europäer stark vorspringt, beim Japaner aber fast ganz flach ist. Dieser Nasenfortsatz des Oberkiefers ist es, der die hohe Nase des Europäers bedingt. Die Länge der gewöhnlichen japanischen Nase ist im Allgemeinen nach dem Gesagten gering, denn fast ein Centimeter, ja oft mehr, der beim Europäer zur Nase gehört, muss nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche beim Japaner zur Stirn gerechnet werden. Beim feinen Typus ist indessen die Nase verhältnissmässig lang, und fehlt auch noch der gewöhnliche Nasensattel, so dominirt sie das Gesicht in auffallender, manchmal nahezu entstellender Weise (vgl. die Tafeln XVII und XVIII). Die Breite der Nase ist gewöhnlich bedeutend, und der Index aus Länge und Breite pflegt den des Europäers bei weitem zu übertreffen. Auch die feinen Nasen sitzen oft mit breiter Basis auf, und schärfen sich nach dem Rücken zu. Ein Querschnitt durch die Nase hat beim feinen Japaner eine dreieckige,

bei griechischen Statuen und schönen Europäern eine trapezartige Gestalt (vgl. Taf. XVIII). Die feine japanische Nase kommt in der Krümmung oft dem nahe, was man als römische Nase bezeichnet.

Besonders auffällig ist die geringe Höhe der Nase, d. h. die Erhebung der höchsten Stelle über die Oberlippe; eine notwendige Folge der oben besprochenen Gestalt des Oberkiefers. Bei der ersten Frau mit dem feinen Typus auf Tafel XVIII mit einem tadellos feinen Profil beträgt diese Höhe nur 15 mm., bei der folgenden freilich 23. Im Durchschnitt gibt dieses Maass bei feinen Männern 1,2 %, bei feinen Frauen 1,1 % der Körpergrösse, während es bei wolgebauten Europäern fast nie unter 2 % herabgeht, wol aber diesen Wert oft nach aufwärts überschreitet. *Aesthetik und Physiognomik der Nase.* Mit der geringen Höhe der Nase hängt zusammen die Gestalt der Nasenlöcher. Die des Europäers sind nahezu ausnahmslos längliche Spalten, die des Japaners sind rund und zwar meist auch bei feinen Nasen. Die Löcher sind oft in unangenehmer Weise sichtbar. Die Nasenflügel, deutlich ausgeprägt, liegen oft tief im Gesicht. Die Einziehung der Nasenspitze rührt von der Kürze der Nasenscheidewand her. Drückt man auf die Stelle, wo sich die letztere an die Oberlippe ansetzt, verkürzt also die Höhe der Nase, so geht die Spitze nach einwärts, und die europäische Nase wird zur japanischen. In allen Zeiten hat die Nase bei den Physiognomikern eine grosse Rolle gespielt, und so ein bischen Physiognomik in Gestalt eines instinctiven Bestrebens, Harmonie zwischen dem inneren Menschen und dem Gefäss und Spiegel seines Wesens, Kopf und Gesicht aufzufinden, treibt schliesslich Jeder. Schon die Römer beschäftigten sich damit, aber weit gründlicher und ausführlicher die Chinesen zur gleichen Zeit oder noch früher.

In meinem chinesischen Lehrbuche der Physiognomik finde ich nicht weniger als 15 verschiedene Nasen abgebildet, deren jede auf besondere Anlagen oder Charakterzüge hinweisen soll. Die Adlernase, an der Spitze eingezogen, wird von jedem chinesischen und japanischen Maler unbarmherzig jedem grossen Manne des Reiches der Mitte ohne alle Rücksicht auf historische Treue zuerteilt. Die Japaner haben wie alles andere so auch die Physiognomik von ihren festländischen Nachbarn übernommen. Ihr Geschmack hat sich aber bald etwas verändert: sie haben, wie die Gestalt überhaupt, so auch das Gesicht verschmächtigt. Die Nase, auf ihren Heldenbildern von vor ein par Jahrhunderten noch die chinesische Adlernase, hat sich verlängert, wenn auch die Idealnase des heutigen Japaners noch sehr offenkundig an den Adlertypus erinnert. Ich verweise in dieser Hinsicht auf die allbekannten, fratzenhaft übertriebenen Bilder von Schauspielern, die der Unbefangene nur halb mit Widerwillen, halb mit Achselzucken betrachten kann, die aber dem Japaner nichts Unnatürliches zu haben scheinen.

Die Nase spielt in der japanischen Aesthetik eine gewaltige Rolle. Eine hohe Nase haben (*Hanagatakai hito*) ist immer eine gute Empfehlung im Lande des Sonnenaufgangs. Deshalb brauchen auch Frauen, die sich berufsmässig schön machen müssen — Tänzerinnen und öffentliche Mädchen — alle möglichen Mittel, die Nase hoch erscheinen zu lassen. Das Toilettenbuch sagt: « Die Nase steht in der Mitte des Gesichts und fällt daher vor allem auf. Daher ist es wichtig, eine schön geformte Nase zu haben; um dieses bei einer flachen Nase zu erreichen, muss Weiss (Schminke) in der Mitte der Brauen und der Augen und über der Nasenspitze dicker aufgetragen werden als an anderen Teilen, und man muss es an beiden Seiten der Nase so auftragen, dass die Nasengrenze scharf und gerade erscheint, und dadurch wird die Nase höher ». Ferner gibt das Buch Vorschriften, die kurze Nase lang, die breite Nase schmal erscheinen zu lassen und schliesslich eine unproportionale Nase dem Gesicht proportionirt zu zeigen. Selbst zur Sympathie wird gegriffen. Folgender hieher gehörige Passus mag zugleich zeigen, dass der Menschengeist überall zu ähnlichen Fortschritten und Ausschreitungen gelangt, mag er sich unter scheinbar noch so abweichenden Bedingungen entwickeln. Es heisst im Toilettenbuch: « Sympathiemittel, die Nase hoch zu machen. Es gibt Menschen, die über Sympathiemittel lachen, und die nicht daran glauben oder sie gar für Schwindel halten. Das ist ein grosses Unrecht. Denn obwol selbst die daran glauben, die Wirkungsweise und den Vorgang nicht verstehen, so ist der Nutzen doch ganz zweifellos; denn diese Hülfsmittel sind ein Teil einer heiligen Kunst. In China hat sie der uralte Kaiser *Shinno* zuerst geübt, und in Japan hat sie *Sukana Shikonono-mikoto* angewendet, um die Krankheiten des Volkes zu heilen. Wir wiederholen: diese Kunst ist geheimnissvoll und heilig und wirkt oft Wunder. Das Mittel, das wir sagen wollen, ist folgendes: Wenn du morgens aufstehst, ehe Du Dein Bedürfniss verrichtest, beruhige erst dein Ge-

müt, und sprich ein kurzes Gebet; sodann reibe die Nase zu beiden Seiten mit den drei ersten Fingern der Rechten bis zur Nasenwurzel und presse die Nase oft von beiden Seiten zusammen, dann wird sie mit der Zeit sicher hoch. Und das ist wahr, und darüber soll man nicht lachen ».

Dass die Nase der meisten Japaner nach unserer Auffassung mit Recht flach, und oft stumpf, aufgestülpt genannt werden muss, ist wol zweifellos; aber die Krümmung des Nasenrückens ist doch bei genauerem Zusehen weit öfter convex als es oberflächlich betrachtet aussieht. Weil die Nase tief im Gesicht drin liegt, weil der Sattel tief ist, erscheint sie stumpf. Man nehme sich die Mühe, zalreiche Japaner aufmerksam im Profil zu betrachten und den Kontur ihrer Nasen zu verfolgen: man wird finden, und zwar auch oft bei den Angehörigen der niederen Stände, dass diese Konturen gar nicht so übel sind. Die Convexität ist freilich anderer Art als beim Kaukasier; beim lezteren beginnt eine gute Nase kurz unter der Stirn zu prominiren und verläuft dann gerade oder leicht gekrümmt bis zur Spitze; beim Japaner kommt erst die Einsenkung, und dann eine rasch ansteigende Convexität mit Einziehung an der Spitze. Die Krümmung der Nase *als solche* ist namentlich bei feinen Frauen zuweilen absolut tadellos, man möchte sagen: ideal; die Curve ist nicht durch die geringste Unregelmässigkeit gestört, einige der Figuren auf Tafel XVII und XVIII geben solche Profile, so annähernd sie sich eben mit dem rohen Material eines biegsamen Drahtes geben lassen. Ob diese Krümmung unseren ästhetischen Forderungen genügt, ist eine andere Frage. Die Japaner ziehen sie jedenfalls der europäischen Idealnase vor, und über den Geschmack zu streiten ist müssig. Convexität mit leichter Einziehung der Spitze sind die Grundbedingungen einer schönen Nase in Japan, nicht Geradheit. So wird in diesem Land, dessen Bewohnern wir Stumpfnasen als Nationalerbteil zuzuschreiben pflegen, die Nase eines Apollon oder einer Venus oder Juno frisch weg für eine Stumpfnase erklärt.

Im Ganzen sind, wie gesagt, die heutigen Japaner keine eifrigen Physiognomiker, und ich habe nie gehört, dass jemand ernstlich den Versuch gemacht hätte, aus dem Aeusseren der Nase den Geist mit Sicherheit erkennen zu wollen, obwol ich oft absichtlich das Gespräch darauf brachte. Die Maler geben niedrigen Menschen sehr plumpe und vornehmen sehr feine Nasen; bis zu einem gewissen Grade entspricht das der Wirklichkeit, denn die Tatsache leugnet auch der Skeptiker nicht, dass bei höheren und edleren Menschen die schönen Nasen weit häufiger sind als bei physisch, moralisch und intellectuell tiefer stehenden. Die Frage ist nur: ist die hohe Nase beim einzelnen Individuum der *Beweis* höherer geistiger Fähigkeit und Anlage, ist sie wirklich deren *Produkt,* und nicht vielmehr eine begleitende und vielleicht nebensächliche Erscheinung? Die europäischen Physiognomiker des vergangenen und des jetzigen Jahrhunderts sprechen sich mit Emphase im ersteren Sinne aus. « Die kurze und stumpfe Nase », sagt *Virey* nach *Reich,* « deutet leicht zu hintergehende Einfalt des Geistes an und einen geringen Grad von Voraussicht. Eine kleine und mehr bewegliche Nase weiset auf spöttischen Charakter. Dicke Nasen sind Merkmale von Schwerheit der Begriffe, weil sie lymphatische Art der Complexion verkünden. Eine platte, dicke Nase weiset auf Hang zum Luxus ». Welche Dithyramben *Lavater* der Nase widmete, ist bekannt. Nach *Carus* (*Reich,* die Gestalt des Menschen, S. 240) « stellt die kleine, aufgeworfene Nase am vollkommen ausgebildeten Kopfe eine Kindsähnlichkeit dar, und es darf nicht Wunder nehmen, wenn an Individuen mit Nasen dieser Art auch im Geistigen mehr die Zeichen einer gewissen unvollkommenen Entwicklung sich bemerklich machen. Kleine Stumpfnasen an Männern geben immer ein Zeichen von Schwäche und geringer geistiger Individualität ab, während aufgestülpte, mit weiten Nasenlöchern versehene Nasen ein fast nie trügendes Zeichen leerer, aufgeblasener, eitler Gesinnung zu sein pflegen. Kommen grosse, weite Nasenlöcher bei einer kindisch aufgeworfenen Nase vor, so ist deutlich daran abzulesen, dass hier etwas Incongruentes vorliegt,... die innere Macht des Willens fehlt, während eine hohe Gereiztheit und Selbstgenügsamkeit nur zu deutlich hervortritt ». Die sogenannte Spaltung der Nase in Verbindung mit wol ausgebildetem Kopfe betrachtet *Carus* als Zeichen eines scharfen praktischen Weltverstandes, bei mangelhafter Ausbildung als Zeichen von Rohheit. Dicke, fleischige Nase, bei mangelhafter Kopfbildung ein ungünstiges Merkmal für Geist und Gemüt, werde bei guter Kopfbildung der Ausdruck bequemer Sinnlichkeit und lebensfrohen Humors. Von der mageren, zugespitzten Nase sagt er: « eine gewisse Verkümmerung und Verknöcherung alles frischen Lebens, eine trockene Spürkraft mehr als eigentliche Intelligenz, ein Verneinen jeder wär-

meren Gemütsrichtung, und ein geiziges Haften an leerer, eigentlich nur sogenannter Wirklichkeit, bei einer häufig atrabilarischen Constitution und melancholischem Temperamente, ist es gewöhnlich, was, wenn nicht eine sehr ausgezeichnete Schädelbildung die Bedeutung verbessert oder hohes Alter diese Umbildung einigermassen rechtfertigt, mittelst solcher Nasenform am bestimmtesten verkündet wird. »

Und solches abgeschmacktes Gerede, solch hohles Phrasengeklingel nennt sich Wissenschaft! Wir wollen Brot und man bietet uns einen Stein; wir suchen Waizen und finden Spreu! Und schlimmer, die Meisten wissen die Spreu nicht vom Waizen zu unterscheiden, bewundern die Phantastereien, drucken befriedigt die grossen Worte ab und verbreiten sie weiter zur Erbauung und Belehrung für ihre Leser.

Die stärkere Entwicklung der Nase soll nach Carus mit der stärkeren Atmungstätigkeit zusammenhängen. Gut. Also wenn ich einen Menschen mit grossen, knochigen Füssen sehe, so schliesse ich, dass derselbe sein Lebenlang ein guter Fussgänger gewesen ist! Dass die Brüste eines Mädchens im 15. Jahre grösser sind als die des Knaben, beweist, dass diese Körpergegend bei ersterer mehr strapazirt worden ist. Dass der Löwe eine Mähne hat, die Löwin nicht, dass der Widder sich vor dem Schafe durch Hörner auszeichnet, alles das erklärt sich auf die einfachste Weise von der Welt. Wie reizend!

In der Tat ist es schwer, angesichts solcher Afterweisheit ernst zu bleiben. Difficile est satiram non scribere.

Und die Gestalt der Nase. Was beweist sie? Ich will von den abendländischen Beispielen aus dem Altertum und der Neuzeit nicht weiter reden, von Socrates, von berühmten Römern, von Attila (allerdings mehr östlichen Ursprungs), von Luther, von Voltaire, Wieland, Mirabeau, Bismarck, Thiers; ich will nur auf die heutigen Bewohner Ostasiens hinweisen, wo Hunderte von Millionen von kleinen, hässlichen, stumpfen Nasen gegen etliche Millionen Nasen stehen, die vielleicht grade vor den Augen der strengen Rhinomantiker (oder soll ich sagen: Rhinomanen?) Gnade finden, und alle diese Stumpfnasen werden ohne Weiteres verurteilt. Etwa mit ebenso viel Recht als die hervorragenden Backenknochen derselben Völker auf Fleischnahrung zurückgeführt werden. Möchten doch unsere Physiognomiker endlich einmal aufhören, sich im eigenen, engen Cirkel zu bewegen. Möchten sie doch ihren Horizont etwas erweitern. Die Gelegenheit ist da. Es gibt jezt auch in Europa Japaner und Chinesen und andere ferne, fremde Völker in genügender Zahl, um die Wahrheit der Theorie zu prüfen. Hic Rhodus, hic salta.

Die Ironie der Tatsachen will es, dass in Japan, wo man so viel auf eine gute Nase gibt, gerade die grössten Männer die hässlichsten plumpen Nasen hatten, Hideyoshi und Iyeyasu. Yoshitsune, der gefeierte Held und später idealisirte Ritter, wird in den Kroniken seiner Zeitgenossen als kleiner, hässlicher, brauner, stumpfnäsiger Wagehals geschildert, so als rechter Hunne!

Wir glauben, dass die Häufigkeit schöner Nasen bei den höheren Ständen und namentlich bei den alten Adelsgeschlechtern die Folge günstiger äusserer Verhältnisse und sorgfältiger, durch Generationen fortgesetzter, mit der Geburt, ja vor der Geburt beginnender Körperpflege ist. Diese Verhältnisse, zusammen mit Zuchtwal, verbessern und veredeln alle Körperformen, so auch die Nase. Man könnte kleine Füsse oder weisse, wolgepflegte Hände im Ganzen mit ebenso viel Recht als Ausdruck hoher geistiger Fähigkeiten ansehen, als hohe Nasen, denn meist finden sie sich bei denselben Individuen. Sorgen, Elend, namentlich physisches, hemmen die freie Entwicklung der Körperformen; Sorglosigkeit und auf höhere Ziele gerichtetes Streben fördern sie. Danach ist also im günstigsten Falle ein Parallelismus zwischen hoher Entwicklung der Intelligenz und der Gesichtszüge vorhanden, aber niemals sind die lezteren das Produkt der ersteren. Und dieser günstigste Fall trifft oft genug nicht zu. Man prüfe die Gesichter der Leute, welche sich aus eigener Kraft zu hoher Bedeutung heraufgearbeitet haben, und man wird bei ihnen weit weniger schöne Nasen finden, als bei Leuten von derselben Geisteskraft, die aus höheren Familien hervorgegangen sind. Die traurigsten Hohlköpfe und die gewissenlosesten Schufte haben oft die feinsten und edelsten Nasen, und wahre Genien und Apostel der Menschheit tragen Gesichtsvorsprünge der unästhetischsten Art.

Alle diese Einwürfe gelten natürlich nur dem Nasenkultus der Physiognomiker und mancher Kraniologen, aber nicht dem der Verehrer des Schönen um seiner selbst willen. Ueberall wird ein Mensch mit schön geformter Nase, mag diese gerade oder gekrümmt sein, dem fühlenden Mitmenschen einen angenehmeren Eindruck machen, als einer mit Stumpf-

nase, ja es kann keinem Zweifel unterliegen, dass eine feingeschwungene Nase zu den beneidenswertesten Vorzügen des Menschenantlitzes gehört.

Das Auge und seine Umgebung.

Das Auge des Japaners — und ebenso das Auge des Chinesen und des Koreers (1) — bietet von dem des Europäers so viele Abweichungen dar, dass es von jeher aufgefallen ist, und in der Tat gelten schiefe Augen, Schlitzaugen, für ein Hauptrassenmerkmal dieser Völker. Mit Recht. Freilich auf den Augapfel darf man den Unterschied nicht übertragen wollen, denn der ist beim Japaner ebenso beschaffen wie beim Europäer, und dass das Sehen beim Japaner genau in derselben Weise vor sich geht wie beim Kaukasier, versteht sich von selbst. Der Unterschied liegt ausschliesslich in den den Augapfel umgebenden Knochen und Weichteilen, namentlich in den Lidern.

Betrachtet man die Lider eines Europäers, so sieht man die freien Ränder derselben mit der Ursprungsstelle der Wimpern in ihrer ganzen Ausdehnung. Der innere Augenwinkel ist abgerundet, bildet nach der Nase zu eine Art Bucht, auf deren Grund man eine rötliche Hautfalte oder einen kleinen Wulst beobachtet. Am oberen Lid zieht etwas oberhalb des freien Randes und parallel mit demselben eine mehr oder weniger deutliche Falte hin, die den inneren Augenwinkel nicht erreicht. Blickt man abwärts, so verschwindet die Falte; blickt man aufwärts, so wird sie deutlicher. Ferner ist beim Auge des Kaukasiers die Grenze zwischen Stirn und Augenlid durch eine deutliche Einsenkung markirt.

Das Charakteristische am Auge des Ostasiers liegt in der eigentümlichen Beschaffenheit der Falte am oberen Lide und dem Fehlen oder der Flachheit der Einsenkung zwischen Lid und Stirnrand. Die Falte liegt tiefer als beim Europäer, sie hängt herab und bedeckt den freien Lidrand, wo die Cilien angewachsen sind; sie zieht sich schief und scharf über den inneren Augenwinkel weg und schlägt sich nach unten um, den Augenwinkel und mit ihm den erwähnten roten Wulst verdeckend; einen inneren buchtigen Augenwinkel in unserem Sinne gibt es beim Japaner nicht; entweder ist der innere Rand der Lider bogenförmig, oder wenn oberes und unteres Lid winklig zusammenstossen, so ist dieser Winkel scharf und seine Spitze liegt tiefer als beim Europäer. Die Wichtigkeit dieser Falte für den Ausdruck des japanischen Auges hat zuerst Ph. von Siebold erkannt, und er hat auch einige japanische Augen in seinem « Nippon » abgebildet. Die Falte schlägt sich oft über den inneren Augenwinkel weg aufs untere Lid fort und wiederholt, sich ganz allmälig verlierend, dessen Kontur bis nahe nach dem äusseren Augenwinkel. Nach meinen Zählungen bedeckt die Falte den oberen Lidrand völlig in 55 %, unvollständig in 40 %, und sie lässt ihn frei in 5 %. Fast genau dieselben Resultate erhielt ich bei Zählungen an Chinesen (aus Kanton) und am Koreern. Sieht der Mensch etwas nach abwärts, so verschwindet die Falte durch das Sinken des oberen Lidrandes, der freie Rand mit den Wimpern kommt zum Vorschein, dafür faltet sich aber das untere Lid, so dass dessen freier Rand bedeckt ist. Die Hautfalte bedingt, besonders wenn sie, wie das oft vorkommt, den oberen Lidrand nur in seiner inneren Hälfte bedeckt, (s. Fig.) grossenteils die Schiefe des japanischen Auges. Sie steigt nämlich in solchen Fällen steil vom inneren Augenwinkel nach auswärts auf bis etwa zur Mitte des Auges und verläuft dann horizontal. Beim Europäer steigt das obere Lid in seiner äusseren Hälfte wieder herab, so dass äusserer und innerer Augenwinkel in einer wagrechten Ebene liegen. Da nun beim japanischen Auge die erwähnte Falte oben bleibt, auch der untere Lidrand nicht horizontal verläuft, sondern aufwärts steigt, so liegt der äussere Winkel höher als der innere und die Verlängerung der beiden Längsaxen der Augen schneidet sich winklig auf dem Nasenrücken.

Die Falte bedingt noch zwei weitere Eigentümlichkeiten des japanischen Auges: erstens liegt dasselbe (d. h. der Augapfel) tiefer hinter der Oberfläche der Lider, und zweitens erscheint es länger. Es muss tiefer liegen, weil ja eine doppelte Hautschicht den Augapfel von der Oberfläche trennt, aber es liegt das Auge bald tiefer hinter dem oberen Lid (beim Geradeaus- und beim Aufwärtssehenden), bald tiefer hinter dem unteren (bei abwärts gerichtetem Blick). Ist die Hautfalte sehr dick, fettreich, sinkt sie tief herab und verlängert sie sich weit nach aussen, so erscheint das Auge als eine lange, schmale Spalte, als ein Schlitz ohne deutliche Modellirung, in dessen

(1) Ich glaube, es wäre ein wirklicher Fortschritt, wenn wir das Wort Koreaner endlich aufgäben und an seine Stelle das Wort Koreer setzten. Im Deutschen bezeichnet man die Menschen, die an einem Orte wohnen, meist durch Anhängung von « er » an den Ort oder seinen Stamm. Das « aner », das sich eingeschlichen hat, ist ein Unfug, von dem wahrhaft horriblen « Insulaner » ganz zu schweigen. « Amerikaner » ist kein Gegengrund gegen meinen Vorschlag: die Leute nannten sich selbst Americanos oder Americans. Die Bewohner von Korea aber nennen sich nicht Koreaner.

Tiefe ein kleiner Teil des Augapfels sichtbar wird. Lacht der Besitzer eines solchen Auges, so verschwindet dasselbe vollkommen, und nur eine dunkele Linie, die Spitzen der Wimpern, zeigt an, wo die Lidspalte zu liegen pflegt. Das Tiefliegen des Augapfels hinter den Lidern ist auch Ursache einer andern Eigentümlichkeit des japanischen Auges, die viel zu dessen specifischem Ausdrucke beiträgt. Jedermann weiss, welchen Zauber lange schwarze Wimpern namentlich einem weiblichen Auge verleihen; diesen Reiz vermisst man an dem sonst oft so schönen japanischen Auge. Die Wimpern sind dünn, spärlich, nicht so dunkel als der Complexion entspricht, und erscheinen auffallend kurz; ja sehr häufig bemerkt man sie gar nicht. Dem Auge fehlt der dunkle Rahmen, es ist sozusagen nackt. Dass die Cilien kurz aussehen, ist nach dem Gesagten leicht verständlich; beim Europäer sieht man die Cilien in ihrer ganzen Länge, von der Stelle, wo sie aus dem Lidrande heraustreten, bis zu ihrem freien Ende, beim Japaner sieht man nur das letztere; die innere Hälfte der Cilien ist durch die Falte bedeckt. Diese Kürze der Cilien, zusammen mit dem Mangel der Begrenzung des Auges durch einen scharfen Lidrand (die Falte ist ja nur am inneren Winkel scharf, sonst wulstig), lässt uns das japanische Auge so oft als eine einfache Spalte erscheinen, ohne die feinen, manchfaltigen Linien, die wir am heimatlichen Auge gewohnt sind.

Die Verlängerung der Falte nach aussen gibt dem japanischen Auge eine scheinbare Länge, die es nicht besitzt. Es hat nämlich zwei äussere Augenwinkel, einen wahren, der das Ende der Lidspalte bezeichnet, und einen zweiten, falschen, oberflächlichen, da gelegen, wo eine von dem wahren Winkel nach aussen und oft nach oben laufende Vertiefung der Haut mit der Falte des oberen Lides zusamentrifft.

Der Abstand beider Winkel kann bis 1 cm. und mehr betragen. Je mehr die Grube vom wahren Augenwinkel nach aufwärts läuft, je länger sie ist, um so schiefer sieht das Auge aus. Schauspieler, welche Helden darstellen (die stets schiefe Augen haben) helfen der Natur auf zweierlei Weise nach: erstens färben sie den unteren, aufwärts gerichteten Schenkel der erwähnten Grube dunkel, so dass er wie ein Stück der Lidspalte mit Cilien aussieht und das ganze Auge lang und schief erscheint, was man aus der Ferne nicht ohne Weiteres als Trug erkennt; zweitens ziehen sie, ehe sie die Perrücke aufsetzen, die Haut erst in derselben Richtung nach aussen oben (wodurch natürlich bei jedem Menschen ein schiefes Auge hervor gebracht werden kann) nun setzen sie die Perrücke fest auf und halten die Haut in dieser Weise gespannt. Dieselben Mittel ergreifen die Tänzerinnen, wenn ihre Rollen lange, schiefe Augen erfordern.

Beim *Kinde* ist die oft erwähnte Falte auch in Europa angedeutet; beim japanischen Kinde erreicht sie ihre volle Ausbildung, insoferne bei ihm der freie Lidrand so gut wie nie sichtbar ist. Die Falte bildet bei ihm am inneren Augenwinkel einen förmlichen Halbkreis und setzt sich meist so auf das untere Lid fort, dass auch dessen Rand bedeckt ist. Der äussere Augenwinkel dagegen ist spitz, und dabei doppelt, wie der des Erwachsenen, daher hat gerade das Kinderauge deutlich die Knopfloch- oder vielleicht besser die reine Mandelform. (s. d. Fig.). Die Augenspalte und der Augapfel des Kindes sind natürlich kleiner, die Iris (Regenbogenhaut) aber (beim Kinde stets sehr dunkel) ist ebenso gross wie beim Erwachsenen. Die Lidspalte ist bei feinen Kindern verhältnismässig hoch, bei niederen aber eng geschlitzt. In beiden Fällen sieht man beim Kinde in dem tief hinter den Lidern liegenden Auge wenig Weiss, und der grosse, dunkle Augenstern gibt dem Blick etwas eigentümlich Fragendes, Erstauntes. Es sieht aus, als ob das Kind das Auge weit aufrisse, obwol es gar nicht der Fall ist.

Schon wiederholt war davon die Rede, dass beim Japaner, namentlich in der Gegend des äusseren Augenwinkels, das obere Lid die ununterbrochene Fortsetzung der Stirnwölbung bildet, dass die für unser Auge so charakteristische Einsenkung am Augenhöhlenrand (unter den Brauen) ganz oder nahezu fehlt. Wären die Brauen nicht, man käme in Verlegenheit zu sagen, wo Stirn aufhört und Auge anfängt.

Woher nun die Falte am inneren Winkel? Antwort: *Von der Flachheit des Nasensattels.* Hebt man die Haut über demselben zwischen den Fingern in die Höhe, so verschwindet die Falte, der innere Augenwinkel kommt in derselben Weise wie beim Europäer zum Vorschein. Schiebt man andererseits beim Letzteren die Haut vom Nasensattel nach dem Auge zu, so bildet sich sofort die Falte. Das europäische Kind hat auch einen flachen Nasensattel, daher auch bei ihm die Andeutung der Falte. Mit anderen Worten: durch Einsenkung der Nasenwurzel entsteht beim Japaner ein Hautüberschuss, der eine Falte erzeugt. Drückt man ferner beim

Japaner die Haut unter den Brauen nach einwärts, so dass eine Einsenkung ähnlich wie beim Europäer entsteht, so verschwindet die Falte entlang dem oberen Lidrande; also auch hier dieselbe Ursache: Ueberschuss an Haut.

Das Alter bringt am Auge allerlei Veränderungen hervor. Das Auge sinkt tiefer ein, das Fett aus den Lidern verschwindet, der Nasenrücken tritt schärfer hervor. Alles das muss die Lider denen der Europäer ähnlicher machen. Dies ist denn auch wirklich der Fall. Dieselben Falten kommen zum Vorschein, ja die radiären Falten am äusseren Augenwinkel sind in der Regel beim alten Japaner noch mehr entwickelt als beim Abendländer. Andererseits freilich bringt das Alter mit seinem Schwinden der Elasticität oft ein sackartiges Hängen des schlaffen Lides, aber dies ist den Greisen aller Länder gemeinsam.

Was wir bisher gesagt haben, ist die Regel für das japanische Auge, aber eine Regel mit Ausnahmen. Es gibt Augen in Japan mit deutlich sichtbarem Rand des oberen Lides (*futamabuchi* genannt); es gibt Augen, deren äusserer Winkel kaum höher steht als der innere, ebenso wie ich mich erinnern kann, in Europa Augen gesehen zu haben, die ich jetzt als typische Mongolenaugen betrachten muss. Sonderbarer Weise waren alle die schiefäugigen Deutschen dunkler Complexion und trugen auch sonst etwas Fremdartiges in ihren Gesichtszügen.

Betrachten wir nun das Auge selbst. Die Lidspalte unterscheidet sich in ihrer Länge nicht wesentlich von der der Europäer. Das Maass der letzteren, nämlich 1,75 % der Körperhöhe, hat im ganzen auch für Japaner Geltung. Aber die Höhe ist verschieden. Beim Europäer beträgt die Höhe der Lidspalte stets mehr als ein Drittel ihrer Länge, nicht selten die Hälfte und darüber; beim Japaner meist kaum ein Drittel, zuweilen bloss ein Fünftel. Ausnahmsweise sieht man, nach meiner Erfahrung häufig bei Kindern und relativ häufig bei Leuten aus *Idzumo* und *Chooshiu*, ganz erstaunlich grosse weit offene Augen. Die haben dann nichts weiter japanisches an sich, als dass sie weiter vorstehen als die des Kaukasiers und dass sie die Falte am inneren Winkel zeigen (1). Das Vorstehen ist eben überhaupt eine Eigenschaft des ostasischen Auges. Der Europäer kann meist den Finger oder ein Stäbchen von der Mitte des oberen zur Mitte des unteren Augenhöhlenrandes legen, ohne dass ein Druck aufs Auge statt findet; der Japaner kann dies nur ganz ausnahmsweise; sein Auge springt zu weit vor. Das Vorspringen ist oft so stark, dass der Nasensattel tiefer liegt als die Augen (vgl. die Profile und Querumrisse auf Tafel XVIII). Eine Frau, die mir als schön bezeichnet wurde, hatte ein par so grosse und weit vorspringende Augen, dass ich beim ersten Anblick vermutete, sie leide an Basedow'scher Krankheit.

Wenn man das Auge durch eine senkrechte Linie in eine innere und äussere Hälfte teilt, so sind beide Hälften beim Europäer im Wesentlichen symmetrisch, auch ist die Iris (der Augenstern) in ihrer ganzen Ausdehnung sichtbar. Beim Japaner ist dies alles anders. Die Iris ist nur teilweise sichtbar, das obere und das untere Lid schneiden je ein Segment davon ab, das obere Lid ein grösseres als das untere. Diese Schnittlinien verlaufen nicht horizontal, sondern meist schief. Dieses trägt nicht wenig zum charakteristischen Ausdruck des japanischen Auges bei. Auch ist die Verteilung von Weiss innen und aussen von der Iris nicht symmetrisch, innen ist ein kurzes rundes, aussen ein langes zugespitztes Stück der Sklera sichtbar. Beim kleinen Kinde ist fast die ganze Lidspalte durch die Iris ausgefüllt, und nach innen von derselben kommt nur ein schmaler weisser Halbmond zum Vorschein.

Andere als dunkle Augen finden die Japaner stets hässlich. Die Kinder von Europäern mit Japanerinnen zeichnen sich meist durch Schönheit überhaupt, vor allem aber durch ungewöhnlich schöne grosse Augen aus.

Die Farbe des Auges. — Alle japanischen Augen sind dunkel, und zwar sind unter hundert 95 braun und fünf schwarz. Schwarz nenne ich ein Auge, bei welchem Pupille und Iris nicht leicht von einander zu unterscheiden sind. Demnach sind also schwarze Augen in Japan weit seltener als in Südeuropa. Das bei weitem Häufigste ist ein tiefes schönes Braun, das mit der feucht glänzenden weissen Sklera einen angenehmen Gegensatz bildet. Das Auge des japanischen Neugeborenen ist von einer unbestimmbaren tiefdunkeln blauschwarzen oder grünschwarzen Farbe, so dass man die grösste Mühe hat die Pupille darin zu erkennen. Erst nach mehreren Monaten nimmt das Auge die definitive braune Farbe an und grenzt sich scharf gegen die Pupille ab. Das hohe Alter hat, wie auf das Haar, so auch auf das Auge einen bleichenden Einfluss, wenn auch in geringerem Grade: Greise haben oft graugrüne oder

(1) Die Falte am inneren Winkel ist übrigens über die mongolische Welt hinaus verbreitet. Fast alle Sandwich-Inseler, welche ich sah, hatten die Falte am inneren Winkel deutlich, dagegen fehlte sie am oberen Lide.

graubraune Augen, ganz abgesehen von dem sog. Greisenbogen (arcus senilis), einem weisslichen Ringe, der sich am Rande der Iris alter Leute bildet. Im Sommer, an hellen sonnigen Tagen, erscheinen die braunen Augen der Japaner unter ihren Hüten in einem sonderbar grünen Glanze und Schiller, für den ich keine Erklärung finden Kann.

Augenbrauen. — Sie sind von Natur meist stark entwickelt, sehr breit und sitzen im Ganzen wol etwas höher als beim Europäer. Sie sind von schwarzer Farbe.

Aesthetisches und Kosmetisches über das Auge. — Wenn auch in Japan etwas weniger über das Auge gedichtet worden ist als in Europa, so findet dasselbe doch in der Poesie und in der Wirklichkeit viel Beachtung. Nicht ganz die Beachtung die es verdient, findet es in der darstellenden Kunst, denn bei den im ganzen Volk verbreiteten Darstellungen schöner Frauen geben sich die Maler gar keine Mühe, ein ausdrucksvolles Auge zu zeichnen, sondern statt seiner geben sie einen langen schmalen, schiefen Schlitz, mit verdrehten schielenden Augen. So wird z. B. die berühmte Courtisane, so wird die ebenso schöne als böse Prinzessin *Takiyashahime* abgebildet. Bei der lebenden Frau zeigen die Japaner glücklicherweise einen besseren Geschmack; ein grosses Auge gefällt ihnen recht gut; ist dasselbe noch zugleich schief, so findet es ungeteilte Bewunderung. Solche Augen sind aber nicht häufig, ich habe sie stets nur bei feinen vornehmen Gesichtern gefunden. Kommt dazu noch der eigentümlich scheue, vage, keusche Blick, den das Auge der japanischen Frau —auch der verheirateten — vor unbekannten Leuten annimmt, so hat ein solches Weib einen seltsamen fremdartigen Zauber. Die Frauen vom feinen Typus haben meist grosse mandelförmige Augen und zeigen sehr deutlich die Bogenfalte am inneren Winkel, die vom mittleren Typus haben oft grosse und namentlich fast stets wenig schiefe Augen; die vom niederen Typus haben kleine geschlitzte schiefe Aeuglein, tief hinter den vorquellenden wulstigen Lidern liegend.

Bei Männern sind schiefe und gedehnte Augen stets gerne gesehen; auf die Grösse wird wenig geachtet, im Gegenteil sagt ein japanischer Spruch: das Auge eines Mannes sei fadenartig schmal! Der ideale Ritter muss lange geschlitzte Augen haben, und es war schon oben die Rede davon, welche Mittel die Schauspieler zu diesem Zwecke brauchen. Die Frauen verwendeten bis vor Kurzem sehr viel Sorgfalt und Kunst auf ihr Auge, und das Toilettenbuhc gibt die genauesten Vorschriften, wie man durch richtige Anwendung von Weiss und Rot das Auge grösser, kleiner, höher, niederer, länger, kürzer aussehen machen kann, je nachdem es eben das Gesicht erfordert. Die ganze Umgebung des Auges bis über die Brauen wurde eine Zeitlang ganz leicht rötlich angehaucht, d. h. gemalt; in Tokio fällt diese raffinirte Anwendung der Schminke mehr und mehr in Vergessenheit; überhaupt benützt meines Wissens die Hauptstädterin das Rot nur noch für die Lippen.

Der Abstand der Augen soll klein, also der Nasenrücken schmal sein; dies ist in der Tat bei den vornehmen schiefen Augen meist der Fall. Dichte lange schwarze Cilien gelten für schön, sind aber selten. Die Iris soll möglichst gross und schwarz, die Sklera im Auge soll rein weiss sein.

Wol mehr als bei irgend einem anderen Volke wird in Japan den Augenbrauen Aufmerksamkeit geschenkt. Bei jedem Japaner, Mann, Weib oder Kind, wird daran herumrasirt. Bei Mädchen rasirt man sie oft damit später kräftige Haare daselbst wachsen, bei Knaben zuweilen aus demselben Grunde. Bei den erwachsenen Männern gehört das Zurechtrasiren der Brauen ebenso zur Toilette wie das Waschen des Gesichts, und zwar wird immer der untere Teil rasirt, namentlich in seiner äusseren Hälfte, so dass also die Brauen erstens weiter vom Auge abstehen — das gilt für schön — und zweitens nach oben auslaufen, wodurch das Auge schiefer erscheint. Bei Frauen sollen die Brauen einen schmalen tiefschwarzen, sanft geschwungenen Bogen bilden, als dessen Vorbild die Fühler des in Japan jedem Kinde wol bekannten Seideschmetterlings gelten. Solche wol geratene Brauen nennt man daher gappi, Seideschmetterlingsaugenbrauen (man bemerke die Prägnanz der chinesischen Sprache, welche mit zwei kurzen Silben einen solchen Gegenstand scharf zu bezeichnen vermag!), oder man vergleicht sie auch mit dem drei Tage alten Mond *(Mikkadzuki)*. Jede Frau sucht durch Rasiren ihr Bestes zu tun, um diesen Idealen nahe zu kommen, indessen nicht oft mit Glück, und nur unter den vornehmen Frauen sieht man öfters ganz tadellose Exemplare von gappi.

Haben die Brauen nicht die nötige Schwärze, so wird mit einem feinen Kohlenpulver nachgeholfen (ganz wie bei uns!). Der Schönheitskanon verlangt ferner, dass die Brauen in der Mitte nicht zusamenstossen, sondern in einem deutlichen Bogen jederseits gegen die Nasenwurzel convergiren, ohne sie

zu erreichen; zusammengewachsene Brauen gelten für ein Zeichen verräterischen Charakters. Nach aussen sollen die Brauen bis eine Fingerbreite vom Haarrande reichen.

Nach der Verheiratung, so verlangt es die japanische Sitte, soll die Frau die Brauen rasiren. Auch Mädchen, die anfangen sich als alte Jungfern zu betrachten, was, im Gegensatz zu Europa, oft schon im 22. oder 23. Jahre geschieht, ahmen freiwillig diesen Brauch nach. Sehr vornehme Damen, vor allem die Kaiserin und ihr Hofstaat, rasiren die wirklichen Brauen und malen sich statt derselben oben auf die Stirne zwei kurze dicke Ersatzbrauen; eine furchtbare Geschmacksverirrung und Enstellung. Bis zur Restrauration (1868) pflegten verweichlichte, alles Weibische nachahmende Hofadlige *(Kuge)* dieselbe Procedur mit ihren Brauen vorzunehmen. Glücklicherweise verschwindet neuerdings der Brauch, die Brauen zu rasiren, ganz aus den Kreisen der vornehmen Frauen; namentlich die jüngeren derselben, die die Süssigkeiten abendländischer Frauen-Erziehung und-Stellung zu kosten angefangen, lassen ruhig ihre Brauen wachsen und benützen das allgegenwärtige Rasiermesser höchstens, um der Form etwas nachzuhelfen. Erfreuliche Tatsache! Denn der blaubartartige Schimmer hebt die ohnedies zu stark prominirenden knöchernen Brauenbogen in unangenehmer Weise hervor. Woher die in europäischen Büchern immer wiederkehrende Behauptung stammt, dass sich die jap. Frauen die Brauen rasiren, um hässlich und für andere Männer unverführerisch auszusehen, habe ich nie erfahren können. Wahrscheinlich hat ein Japaner oder ein alter Resident einem aufdringlichen Globetrotter einen Bären aufgebunden oder ein erklärungswütiger Reisender hat sich diese kostbare Theorie selbst ausgedacht.

Die Ohren.

Schöne Ohren sind in Japan selten und werden auch keiner besonderen Beachtung gewürdigt. Selbst bei Typen japanischer Schönheit bleibt meist am Ohr allerlei auszusetzen. Erstens fehlt das Läppchen in der Hälfte aller Fälle ganz und auch die zalreichen Furchen und Leisten und Krümmungen der Ohrmuschel sind beim Ostasiaten (ich schliesse Chinesen und Koreer ein) selten schön ausgeprägt. Nur die obere Wölbung des Ohres ist oft gut geformt. Dass das japanische Ohr ein wenig grösser ist als das europäische, tut ihm in den Augen seiner Besitzer keinen Eintrag; im Gegenteil der Japaner und der Chinese (und beiläufig gesagt auch der Indier) hält ein grosses Ohr für ein Zeichen von Weisheit, in seltsamem Gegensatz zu unserer Auffassung. Freilich erstreckt sich die weisheitverkündende Verlängerung in Ostasien nach abwärts und nicht wie die verdächtigende in Europa nach oben. Jeder, der japanische Buddha- und andere Götterbilder sieht, muss mit Befremden und Unlust bemerken, wie der Ohrlappen fast auf die Schultern herabhängt — alles Zeichen von Weisheit. Das Läppchen ist beiläufig bemerkt der einzige Teil des Ohres, der auch bei gewöhnlichen Sterblichen einige Aufmerksamkeit auf sich zieht. Ein Ohr mit Läppchen gilt für schöner als ein solches ohne Läppchen. Ein feines Ohrläppchen soll sich so nach vorn umbiegen, dass drei Reiskörner darauf liegen bleiben ohne herunterzufallen. Unter vielen Versuchen ist mir dies nur zweimal geglückt, das eine mal bei einem Mann, das andere mal bei einer Frau. Wenn man freilich gekochte, stets klebrige Reiskörner nimmt, so gelingt das Experiment leicht, aber eine solche reservatio mentalis ist doch kaum erlaubt.

Die Wangen.

Die Wangen sind weit, flach. Der Grund dafür liegt in der Breite und Flachheit der Oberkiefer (vgl. Bd. III S. 342 mit Diagrammen, Sonderdruck S. 25; und die Zeichnungen und Querprofile auf Tafel XVII und XVIII). Diese Breite der Wangen ruft auch den Eindruck hervor, als ob die japanischen Gesichter überhaupt ohnmaassen breit wären, was gar nicht der Fall ist. Hat ja doch *Janka* sogar auf Grund seiner Messungen behauptet, dass die Japaner die schmalsten Gesichter unter allen Völkern haben, was allerdings auch wieder zu weit gegangen ist. Wie schon früher erwähnt, und wie die Umrisse auf Taf. XVII und XVIII zeigen, liegt der Unterschied zwischen dem Europäer und dem Japaner nicht sowol in der bedeutenderen Grösse der Jochbeine beim lezteren, als in dem Umstande, dass wegen Breite der Oberkiefer die Jochbeine ihre volle Breite schon in der Höhe des äusseren Augenwinkels erreichen, beim Europäer aber erst näher am Ohre. Die Wangen des Japaners sind selten rot gefärbt, uud selbst in der alten Hauptstadt Kioto, wo Rot eine so grosse Rolle in der Toilette spielte, wurde in der Wangengegend mit dieser Farbe sehr vorsichtig verfahren. Die robusten Frauen der niederen Stände haben oft sehr lebhaft rote Wangen, ohne darüber sehr erbaut zu sein. Denn eine solche Röte ist mali ominis. Das Sprüchwort sagt mit echt japanischer Ungenirtheit, dass die roten Wangen auf üblen Geruch der

Genitalien deuten. Dagegen stimmen die Japaner ganz mit uns darin überein, dass ein Grübchen in den Wangen eine Zierde für ein Gesicht sei, und sie haben dafür eine tief wahre, reizende Redensart: In den Wangengrübchen eines hübschen Weibes hat alles Geld eines reichen Mannes Platz.

Bei Kindern sind die Wangen so dick oder noch dicker als bei den kleinen pausbackigen Engeln auf Raphaels Madonna. Stets mit Muttermilch genährt und wol gepflegt sind die japanischen Kinder während der ersten Lebensjahre Bilder von Gesundheit. Wegen der Fülle von Fett sind die Jochbeine bei ihnen nicht sichtbar.

Der Mund.

Der Mund ist beim japanischen Kinde klein und meist fein geschnitten, die Lippen, kirschrot, schwellend, sitzen allerliebst zwischen den vollen runden Wangen. Der kindliche Kiefer ferner ist nicht prognath, und damit fällt eine weitere unangenehme Eigenschaft vieler japanischer Munde weg. Der Mund soll so gross sein, sagt man, wie der Abstand beider Augen, eine theoretische Forderung, der die Maler oft Genüge tun, die aber die Natur fast nie erfüllt. Bei etlichen japanischen Kindern und ein oder zweimal auch bei Frauen habe ich indessen wirklich solche Mäulchen gesehen. Stets zeigten diese Geschöpfe auch sonst Zeichen des mittleren oder feinen Typus. Der leztere kommt aber auch ohne kleinen Mund vor, ja es ist gar nicht selten, dass man bei hieher gehörigen Männern oder Frauen einen grossen leicht prognathen Mund findet, der auffällig an den der Juden erinnert. Aus ärztlicher Erfahrung kann ich hinzufügen, dass das Ovidische: Noscitur ex ore etc., das übrigens lange vor Ovid den Chinesen bekannt war, in der Tat oft zutrifft. Beim mittleren Frauentypus ist der Mund fast stets klein und schön. Beim niederen Typus, bei Männern und Frauen, ist er meist positiv hässlich, gross, die Lippen sind wulstig, die leicht prognathen Zähne sind sichtbar. Was dem ostasischen Mund oft noch besondere Hässlichkeit verleiht, ist eine Spannung der Haut an den Mundwinkeln als ob sie zu kurz wäre, was namentlich beim Lachen zu hässlicher Faltenbildung führt.

Für die Schönheit eines kleinen feingeschnittenen Mundes ist der Japaner sehr empfänglich, obwol auch hier wieder bemerkt werden muss, dass er sich selten über die einzelnen Teile des Gesichts (ausser der Nase) Rechenschaft gibt, sondern sich in seinem Urteil mehr von der Gesammtharmonie des Gesichtes leiten lässt. Der Mund soll klein, lebhaft rot, schmallippig und scharf geschnitten sein, etwas üppige Wölbung der Lippen steht einzelnen Gesichtern sehr gut, auch gilt ein ganz leichtes Vorstehen der Unterlippe für nicht unschön. Sehr schmale dünne Lippen sind nicht erwünscht, sie sollen ein Zeichen von Schwatzhaftigkeit sein.

Alle Ethnologen und Aesthetiker stimmen darin überein, dass ein stets offener Mund dem Gesicht den Ausdruck einer gewissen Gemeinheit gibt. Die Japaner teilen diese Ansicht, denn ihre Aesthetik verlangt, dass ein hübscher Mund in der Ruhe geschlossen sei; beim Lachen soll man die Zähne sehen, nicht aber das Zahnfleisch, eine sehr richtige Forderung des Schönheitsgefühls, die leider beim japanischen Mund nur selten in Erfüllung geht.

Die Oberlippe sei lang, die Rinne in der Mitte scharf ausgeprägt. Ein unangenehmer Brauch ist das bei Mädchen und Frauen gleichmässig angewendete Rotfärben der Unterlippe. Man benützt dazu entweder den einheimischen Krapp (beni) oder neuerdings auch das importirte Fuchsin. Jede, auch die ärmste Japanerin, hat ihre Porzellanschale mit der roten Farbe, die indessen nur bei grossem Staat verwendet wird. Man trägt nur in dünnster Schichte auf, und dadurch entsteht nicht etwa eine einfach intensiv rote Farbe, sondern durch Interferenz der Lichtstralen ein eigentümliches grünliches oder gelbes Schillern, was manche Schriftsteller zu der Behauptung verführt hat, dass die Japanerinnen ihre Lippen vergolden. Der Zweck des Färbens ist, die Lippen rot und den Mund klein erscheinen zu lassen. Auf Photographien sieht das Rot natürlich schwarz aus.

Die Zähne. Unter Europäern ist vielfach die Meinung verbreitet, die Japaner haben durchweg schöne und vorzügliche Zähne. Das ist ein Irrtum. Bei den niederen Ständen trifft man oft allerdings ganz prachtvolle Gebisse, aber das ist auch in Europa der Fall. Die höheren Stände leiden sehr viel an schlechten Zähnen, und die Zahnärzte gehören zu den beschäftigtsten Leuten in Tokio. In einer grossen feinen japanischen Gesellschaft hat mindestens die Hälfte plombirte goldglänzende Vorderzähne, wie viel mehr muss dies bei den Backzähnen der Fall sein! Dass die höheren Japaner sich keiner guten Zähne bewusst sind, geht aus der mir einmal gestellten Frage hervor: ob denn die Europäer auch so viele schlechte Zähne haben wie die Japaner? Der Fragende war sehr erstaunt, als ich ihm sagte, dass schlechte Zähne bei uns eher noch häufiger seien.

Zuweilen trifft man aber bei schönen Frauen Zähne an, die geradezu prachtvoll sind, prachtvoll in Farbe, Gestalt, Bau. Die Natur bringt ja überall von Zeit zu Zeit Wesen hervor, an denen sie anscheinend zeigen will, was sie leisten kann. Wesen gesund vom Wirbel bis zur Zehe, ohne Fehl und ohne Falsch. Die erste Frau vom feinen Typus auf Tafel XVIII ist ein solches Bild von Gesundheit; keiner ihrer Zähne zeigt den kleinsten Fleck oder den kleinsten Fehler.

Oft sind die japanischen Zähne, namentlich die Schneidezähne, unschön lang, nagerzahnähnlich, schaufelförmig, oft auch (fast in 1/3 der Fälle) etwas prognath. Ferner wachsen die Schneide- und Eckzähne viel häufiger unregelmässig als beim Europäer. Eine sonderbare und ganz enorm verbreitete Abnormität findet sich an den Schneide-, Eck- und vorderen Backzähnen: das ist ein gleichmässiges Abschleifen der Kauflächen, so dass die Zähne bald schiefe bald gerade Durschschnitte durch Schmelz und Zahnbein zeigen, es ist vollkommen als ob man mit einer Säge die Zähne quer durchgesägt hätte, so dass die Schnittfläche blossliegt. Meine Untersuchungen über die Ursachen und die feineren Vorgänge dabei sind noch nicht beendigt, und werde ich später einmal eingehend darüber berichten. — Zahnentwicklung, Zahnwechsel im Uebrigen wie in Europa.

Die Pflege der Zähne spielt eine grosse Rolle bei den Frauen. Erstens werden dieselben mit an den Enden aufgefaserten Holzstäbchen (anstatt der Zahnbürsten) und mit Zahnpulver bei beiden Geschlechtern so fleissig gereinigt, dass viele Europäer sich ein Beispiel daran nehmen können; sodann aber werden sie von den verheirateten Frauen *schwarz gefärbt*. Diese Schwarzfärbung fällt zusammen mit dem Rasiren der Augenbrauen, und ist wie dieses eben auch ein Brauch, für dessen Ursprung niemand eine genügende Erklärung geben kann. Schlaue Fremde haben auch hier heraus gefunden, dass Zähnefärben von den tugendhaften Frauen ausgeführt wird, damit sie ja nicht in Gefahr kommen, von anderen Männern schön gefunden zu werden! Aber wird sie denn dann der eigene Mann schön finden? Die ganze Absurdität einer solchen Erklärung geht aus der Tatsache hervor, dass in den Hofkreisen bis vor ganz kurzer Zeit auch die Männer in ganz derselben Weise die Zähne schwärzten, ferner dass die berühmten schönen *Geisha* (Sängerinnen und Tänzerinnen) in *Kioto,* ferner öffentliche Mädchen, deren Beruf es doch wahrlich nicht mit sich bringt, die Männer abzustossen, ganz dasselbe taten, ja zum Teil noch heute tun. Noch vor zwanzig Jahren wäre es für eine verheiratete Frau eine Schmach gewesen, ihre Zähne nicht zu färben, heutzutage kommt es rasch ausser Brauch. Die Prozedur ist ziemlich einfach: Eisenvitriol wird in *Sake* (Reisbranntwein oder richtiger Reisbier) aufgelöst; ferner hat man die gepulverte stark gerbsäurehaltige Frucht der Erle *(Fushinoki)* zur Hand; eine Bürste wird in die Eisenlösung, dann in das Pulver getaucht, und nun wird darauf losgerieben, bis die Zähne schwarz sind. In dieser Weise bereitet, ist das Färbemittel nicht mehr und nicht weniger als Tinte, nämlich gerbsaures Eisen; ist ein richtiges atramentum im Sinne der Römer. Wenn die Zähne überall gleichmässig schwarz polirt sind, so ist der Anblick zwar noch immer nicht schön und einladend, aber doch wenigstens reinlich; wird aber nicht alle par Tage frisch gewichst, so sieht der Mund abscheulich schmutzig aus. Glücklicherweise küssen die Japaner nicht. Ein Mund mit geschwärzten Zähnen steht fast immer etwas offen, und wenn Frauen mit frischpolirten Zähnen lächeln wollen, so ziehen sie, wahrscheinlich wegen des herben Geschmacks, den Mund zu jener runden schnauzenartigen Form mit radiären Falten zusammen, die man in Europa öfters bei törichten Weibern sieht, die beim Lachen einen kleinen Mund zeigen möchten. Jedenfalls ist das Schwarzfärben der Zähne eine abscheuliche Sitte, deren Verschwinden jeder vernünftige Mensch mit Freuden begrüssen muss.

Ueber das *Kinn* ist nicht viel zu bemerken. Es ist bei den Vornehmen meist schmal, bei den niederen meist breit und etwas zurückliegend. Ein Grübchen im Kinn gilt für schön. Das breite römische Untergesicht mit mächtigem vorspringendem Kinn ist in Japan äusserst selten. Scharfe, eckige, deutlich sichtbare Unterkieferwinkel sind sehr ungern gesehen, sie sollen für ihren Träger viel Unglück bedeuten.

Hals, Schultern und Arme.

Diese Teile müssen zusammen besprochen werden, denn sie gehören physiologisch und anatomisch zusammen; falls darüber noch ein Zweifel wäre, die Beobachtung des Japaners müsste ihn beseitigen. Sie gehören zusammen, weil die Muskeln, welche die Arme bewegen, die Wölbungen des Nackens und der Schultern bedingen; kräftige oder schöne Arme sind mit gutem Nacken und wolgeformten

Schultern verbunden. Gerade beim Japaner aber fällt diese Zusammengehörigkeit auf, weil diese Regionen, der Körper mag sonst gebaut sein, wie er will, stets schön geformt sind. In der Tat, man kann ohne fehlzugehen, sagen, das Schönste am japanischen Körper sind Nacken, Schultern, Arme und Hände, mit einem Worte das was man wissenschaftlich als Schultergürtel mit Anhängen bezeichnet. Besonders deutlich ist dies bei den Frauen. Selbst *Wernich,* der sonst betrübend wenig Gutes an den Japanerinnen lässt, spricht mit Bewunderung und in poetischen Worten von dem « künstlerischen Ensemble » der Schultern und Arme. Mit Recht. Wenn man angesichts der japanischen Schultern an die dünnen Nacken, die skeletthaft prominirenden Schlüsselbeine, die stachlichen Schulterblätter denkt, die man in Europa auf grossen Bällen wider seinen Willen zu sehen bekommt, so überläuft einen ein leichter Schauer. Welcher Fremde in Japan hätte nicht schon gedacht, wenn er ein geputztes weibliches Wesen auf der Strasse vor sich hertrippeln oder herfahren sah : Welch reizendes Gesicht muss auf einem solchen Nacken sitzen ! Und wenn er dann seinen Schritt beschleunigte, oder wenn sich das Gesicht zufällig umdrehte, was sah er? Irgend ein hässliches Weib, das längst Grossmutter sein konnte oder es vielleicht war ! Es ist eine Tatsache, dass die japanischen Schultern nicht bloss in der Jugend und in der Blüte des Alters schön geformt sind, sondern dass sie es bis ins spätere Leben bleiben. Auch die arbeitende Klasse der Männer hat Vorzügliche Schultern, nicht plumpe, vierschrötige, hohe Schultern sondern volle, schön gerundete, muskulöse und dabei doch leicht und frei bewegliche. Man hört so viel von den schönen Formen der Lazzaroni ; ich zweifle (auf Grund eigener Anchauung) ob dieselben in dieser Hinsicht besser gebaut sind als die entsprechenden Japaner. Beide tragen oft dasselbe Kleidungsstück, das die Schultern und Arme hervorhebt wie kein anderes : eine dunkle Weste rund um den Hals, an seiner Basis anliegend, so dass der ganze Hals und die Schultern scharf gegen das dunkle Tuch sich abgrenzen.

Die Länge des Halses ist nicht bedeutend, sicher im Durchschnitt kleiner als bei Nordeuropäern, aber wie ich glaube ähnlich der der romanischen Völker. Denn es ist bei genauer Beobachtung auffällig, wie verschieden der Hals bei typischen Germanen und typischen Romanen gebaut ist, und wie verschieden er sich an den Rumpf ansetzt. Bei den römischen Statuen (charakteristisch, vielleicht etwas übertrieben) beim Antinous, ferner bei Caesar, Augustus, setzt sich der Hals von vorne gesehen scharf abgegrenzt auf den kräftigen breiten Rumpf auf ; der Kontur von den Ohren abwärts verläuft fast senkrecht bis zur Gegend der Schlüsselbeine, der Hals ist relativ kurz. Bei vielen Italienern und Südfranzosen sieht man noch heute dasselbe. Beim typischen sechsfüssigen Germanen ist der Hals auch im Verhältniss zu seiner Körpergrösse lang, die erwähnte Linie verläuft nicht so senkrecht, der Uebergang des Halses in die Schultern ist allmäliger. Der kräftige Japaner nähert sich in dieser Hinsicht wie gesagt, dem Romanen. Die Nackenmuskel sind stark entwickelt und mit reichlichem Fett bedeckt. Bei der zalreichen Klasse von Leuten, die schwere Lasten, an einer über die Schulter gelegten Stange tragen, bildet sich an den Druckstellen ein oft apfelgrosser aus Fett und Bindegewebe bestehender Wulst aus, so elastisch wie Kautschuk, ein natürliches elastisches Kissen, das die tiefer liegenden Teile vor Druck schützt. Wie zu erwarten, ist der Hals bei den feiner gebauten Leuten im Verhältniss zur Körperhöhe etwas länger als bei dem plumpen Typus.

Der Umfang des Halses entspricht bei den feinen Männern und Frauen ziemlich genau dem, welchen *Quetelet* für beide Geschlechter in Europa angibt ; bei den übrigen Typen ist er bedeutend grösser, namentlich bei den plumpen Frauen ; deren zur Ueberfülle neigender, aber doch schön gerundeter Hals sofort auffällt.

Die *Arme* der Japaner und Japanerinnen sind vorzüglich gebaut, und die *Hände* sind fast ideal. Kein Volk der Welt hat so schöne, zierliche Hände wie die Bewohner Japans. Gar mancher Arbeiter, der wie ein Pferd Lasten auf der Strasse zieht, hat eine Hand, um die ihn vielleicht eine Salondame beneiden würde. Ja bei manchen Frauen vom mittleren, seltener vom feinen Typus, sind die Hände fast unnatürlich, puppenhaft zierlich und winzig ; dabei aber stets schön proportionirt.

Die Arme sind beim feinen Typus öfters allzumager, die schöne Wölbung derselben, die elegante Form des Elbogens fehlt, die man beim mittleren und niederen Typus nie vermisst. Uebermässig dicke, schlaffe, schwappende Oberarme, die bei plumpen Weibern in Europa so häufig sind, kommen äusserst selten vor. Das Handgelenk ist fein, schön modellirt, und der vom aesthetischen Gesichtspunkte aus so wichtige

Uebergang desselben in die Hand glücklich gelungen. Der Handrücken ist leicht gerundet, am *Ansatz* der Finger bilden sich bei der Frau zarte Grübchen. Ballen und Hohlhand ebenfalls gut gewölbt, straff. Die Finger, bei den Vornehmen lang, bei den niederen kurz, sind in beiden Fällen gut gebaut, mit zierlichen Gelenken, und verjüngen sich nach vorne allmälig, so wie man es in Europa nur bei sehr schönen Händen findet. Die plumpen Finger, deren vorderes Glied an der Spitze womöglich dicker ist als am Ansatz, sind fast unbekannt.

Die Nägel sind lang, schön, gut gewölbt, und werden sehr gepflegt. Ich habe mich oft gewundert, wie Mitglieder der arbeitenden Klassen es fertig bringen, schöne Nägel zu behalten. Natürlich an der schwieligen Hand des Menschen, der den ganzen Tag mit den Händen schwer zufasst und schiebt, da leiden auch die Nägel ; aber immerhin weniger als man erwartet. Nach Art der vornehmen Chinesen lassen gelehrte Japaner oft alle oder einzelne Fingernägel zu massloser Länge anwachsen ; bis zu einem Zoll und darüber. Solche Nägel sind dann gewöhnlich an der Spitze krallenartig umgebogen ; doch gibt es einzelne, die ganz gerade wachsen, ohne eine Neigung abzubrechen, welche in Europa Nägel von dieser Länge gewiss haben würden. In den kleinen Risschen, welche sich in den langen Nägeln stets bilden, setzt sich schwer zu entfernender Schmutz fest, und die Farbe wird daher ein unreines Grau — alles in allem eine widerwärtige Sitte, der wir ein baldiges Ende wünschen.

Vergleicht man die Länge des japanischen Armes mit der Körperlänge, so findet man ungefähr dieselbe Proportion, oder etwas weniger als beim Kaukasier ; nämlich 42-44 %, (*Quetelet* gibt 44-45 an). Da es mir aber interessant schien, die Länge der Glieder mit der des Rumpfes zu vergleichen, so machte ich einen Wirbelsäulen-Arm-Index, d.h. ich bestimmte die Länge des Armes in % der Wirbelsäulenlänge. Da fand ich denn, dass beim Japaner der Arm fast stets kürzer und beim Europäer ebenso regelmässig länger ist als die Wirbelsäule. Hier ist also endlich einmal wieder ein Rassenmerkmal, und zwar eines, das meines Wissens bis jezt nicht beachtet wurde.

Der Rumpf.

Alle Maasse sind bereits früher angegeben und mit denen des Europäers verglichen worden (s. « Messungen »). Wir beschränken uns hier auf einige kurze Bemerkungen. Der Rumpf ist sehr lang, weit länger als beim Europäer, namentlich wenn man Rumpf und Beine vergleicht. Wenn eine Anzahl Japaner und Europäer zusamen *sitzen*, so sind sie meist fast gleich gross, wenn sie *stehen* so ragen die Europäer um eine halbe Haupteslänge oder mehr hervor. Die *Wirbelsäule* des Japaners ist sehr lang und wenig gekrümmt, namentlich die Einwärtskrümmung der Lendenwirbelsäule fällt gering aus, weil die Leute sich selten so aufrecht halten wie Europäer. Die lange Wirbelsäule ist gleichfalls ein Rassenmerkmal.

Die *Schulterbreite* ist bei den vornehmen Männern gering, die Schultern sind oft schlaff, mager, der Brustkorb lang, schmal, schlecht gebaut, so dass die Schwindsucht furchtbar unter ihnen haust. Umgekehrt ist die Brust der Bauern und der Arbeiter sehr wol construirt und die Schwindsucht ist unter ihnen selten. Welcher Gegensatz zu Europa !

Der *Bauch* ist gut gebaut, sehr lang, Fettleibigkeit ist seltener als in Europa, mit Ausnahme der Ringer, denen oft der fette Wanst sackartig herabhängt. Nach *Wernich* soll sich in der Gegend des linken Rippenrandes eine Vorwölbung durch den grossen Magen bemerklich machen. Ich kann nur sagen, dass diese Vorwölbung nicht existirt, und dass Magenvergrösserung in Japan seltener ist als in Europa.

Der *Nabel* ist oft sehr flach, und meist schmutzig. Ein Aberglaube verbietet nämlich das Reinigen desselben. Jeder Japaner bewahrt das ihm von der Mutter übergebene vertrocknete Nabelschnurstück, das nach der Geburt abfällt, sein ganzes Leben über sorgfältig auf und nimmt es mit sich ins Grab.

Betreffs der *Taille* belehren uns unsere Untersuchungen, dass dieselbe bei Männern und Frauen im Vergleich zur Körpergrösse gleich gross ist, dass also ihre scheinbare Kleinheit bei Frauen in Wirklichkeit nur durch den Gegensatz zu den vorspringenden Hüften bedingt ist. Dass die Japanerinnen sich nicht schnüren, bedarf kaum der Erwähnung, im Gegenteil halten sie eine schmale Taille für unschön, sichtbares Vorspringen der Hüften und des Gesässes für indecent.

Das *Becken* fremder Völker pflegt bei den Anthropologen besondere Beachtung zu finden ; und die europäischen Geburtshelfer sind unermüdlich im Auffinden von « Rassenbecken ». Für die Japaner hat man gar zwei Rassenbecken gefunden, ein schmales langes und ein rundes. Ich bekenne, dass es mir trotz der angestrengtesten Aufmerksamkeit bis jezt nicht gelungen ist, das oder die japanischen Rassenbecken zu entdecken, und ich fürchte, dass es

auch anderen Forschern so gehen wird: aus einem sehr triftigen Grunde: weil keines existirt. Ich werde meine zahlreichen und eingehenden Studien über das japanische Becken am Skelett und an den Lebenden anderwärts veröffentlichen, hier sei nur bemerkt, dass wie die Schädelform so auch die Beckenform schwankt, dass das japanische Becken und seine Weichteile selbst bei den zierlichen oft höchst gebrechlich aussehenden Frauen der höheren Stände gut gebaut sein müssen. Beweis dafür ist der leichte Verlauf der Geburt, und danach, und nicht nach dem Befund am Studirtisch oder meinetwegen im Präparirsaal, ist das Becken zu beurteilen. Der Umfang des Beckens ist ziemlich klein bei dem feinen, ist sehr gross bei dem plumpen Typus. Bei letzterem kommt aber ein gut Teil des Umfangs auf die starken Weichteile.

Ein grosses Gesäss gilt für sehr hässlich; je kleiner dieser Teil bei einer Frau ist, um so schöner. Man kann sich denken wie den Japanern die europäischen faux culs gefallen! Die äusseren Genitalien der Japanerinnen sind hässlich, namentlich beim feinen Typus; Mons Veneris wenig ausgebildet, Behaarung spärlich, borstig; unschöne Pigmentirung; hässliche lappige labia minora. Ad coitum rite perficiendum ist in Japan die Nachhülfe der Hand meist unentbehrlich.

Die Beine.

Dieselben sind im Gegensatz zum Rumpfe sehr kurz. Beim Europäer ist die Höhe des Beins stets weit grösser als die Hälfte der Körperlänge, beim Japaner kleiner: wieder ein Rassenmerkmal. An der Kürze des Beines nehmen sowol Ober- als Unterschenkel Teil. Bei fast allen Japanern der mittleren und höheren Stände sind zu allem Ueberfluss die kurzen Beine auch noch krumm. Selten findet man einen, der bei aufrechter Stellung die Kniee ganz zusammenbringen kann. Dasselbe gilt in erhöhtem Maasse von den Frauen. Die Ursache ist offenbar das japanische Sitzen (Kauern, suwaru); denn die Klassen, die sich von Jugend auf viel Bewegung machen, Lastträger, Schiffer, Läufer haben gerade und vorzüglich muskulöse Beine. Oft sind die Beine sogar übermässig muskulös im Vergleich zum übrigen Körper; dies ist der Fall bei den Wagenziehern, den Pferdeknechten etc. Unförmlich dick und plump sind die Schenkel der niederen Frauen. Die Beine der höheren Stände sind abgesehen von der Krümmung auch sonst oft schlecht gebaut, mager, schlaff.

Die Waden sind sehr gut entwickelt, im Gegensatz zu vielen malayischen Völkern. Bei den Frauen bildet sich in Folge des Sitzens und der dadurch hervorgerufenen Verlangsamung des Blutkreislaufs die Knöchelgegend unschön stark aus und auf dem unteren Teil des Schienbeins entwickelt sich eine so dicke Fett- und Bindegewebsschicht, dass man anfangs versucht ist, leichte Wassersucht zu vermuten. Der *Fuss* des Japaners ist nicht im selben Maasse schön wie seine Hand: er ist kurz und sehr beit; er hat ja nie den einschränkenden Einfluss eines Stiefels erfahren. Plattfüsse sind sehr selten. Die Zehen entwickeln sich ungestört, aber eben deshalb kann man am japanischen Fusse erkennen, dass eine unvollständige Ausbildung der kleinen Zehe etwas dem Menschen Natürliches ist; freilich nicht in dem Maasse wie es europäische Schuhtortur fertig bringt. Der innere Fussrand bis zur Spitze der grossen Zehe verläuft als gerade Linie oder beinahe so; bei Europäern und noch mehr bei Europäerinnen ist die grosse Zehe nach der zweiten zu verschoben. Dadurch entsteht eine Knickung an ihrem Gelenke, das einen Vorsprung bildet. Die zweite Zehe ist länger als die erste, und zwar auffallender als beim Kaukasier.

In hohem Grade bemerkenswert ist der daumenähnliche Gebrauch, welchen die Japaner von ihrer grossen Zehe machen; sie können dieselbe selbständig bewegen und so stark gegen die zweite anpressen dass sie selbst feine Gegenstände fest halten können. Die nähende Frau hält oft das Zeug mit den Zehen und spannt es nach Belieben. Auch sagt man, dass Japanerinnen sehr empfindlich mit den Zehen kneifen. Ueberhaupt hat ihr Fuss viel von seiner natürlichen Beweglichkeit behalten. Sie sind im Stande sich mit der Fussohle sozusagen am Boden anzuklammern, weshalb sie beim Fechten, beim Ringen, wenn es gilt fest zu stehen, stets barfuss sind. Wenn man zum ersten male Japaner ganz unbefangen auf steilen Dächern herumgehen sieht, als wären sie auf ebenem Boden, wird es einem ganz unbehaglich zu Mute; aber keine Sorge! die Leute fallen nicht; ihr Fuss passt sich, presst sich der Form der Dachfläche aufs genaueste an.

In neuerer Zeit hat ein sonderbarer Kauz in Deutschland auch einen Strumpf mit getrennter grosser Zehe einführen wollen, ganz nach Art des japanischen. Ueber diesen Strumpf aber lässt er Schuhe tragen, und beweist damit, dass er selbst nicht recht weiss was er will. Ein solcher geteilter Strumpf ist nur gut, wenn der Fuss frei beweglich

ist, und der Einschnitt zwischen der ersten und zweiten Zehe dient dazu die Sandalen zu befestigen, ähnlich wie es die alten Griechen machten. Ich kann aber versichern, dass schon eine nicht kleine Uebung dazu gehört, das Sandalenband daselbst zu ertragen, dass aber auch solche Europäer, die die grössten Märsche in japanischen Strümpfen und Strohsandalen machen, doch niemals auch nur annähernd die Selbständigkeit der grossen Zehe erlangen, welche der Japaner besitzt.

Zum Schlusse sage ich den Herren DDr. Ishiguro, Indo, Oka, Harada, Tasawa, Sakurai, Stud. Yanagi, Miura, Yamasaki u. A., die mich bei den Messungen mit Material und tätiger Hand unterstüzt haben, meinen besten Dank.

INHALT DES II. TEILS.

Einleitung ..... Seite 35
Messungsschema und Bemerkungen dazu ..... » 36
Haut ..... » 39
Haare ..... » 48
Ueber den Körperbau im Allgemeinen ..... » 55
Aesthetisches ueber Körperbau, Haltung und Gang ..... » 58
Messungen des Körpers und seiner Teile:
Gewicht ..... » 63
Grösse ..... » 66
Spannweite ..... » 69
Wachstum und Entwicklung der Geschlechter ..... » 69
Kopf ..... » 71
Hals und Rumpf ..... » 76
Glieder ..... » 78
Besprechung der einzelnen Teile des Körpers ..... » 81

KÖRPERMESSUNGEN AN ARBEITERN.

Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.

A. ABSOLUTE MAASSE.

| No. | Alter. | Gewicht in kg. | Grösse. | Spannweite. | Höhe des Kopfes. | Länge des Kopfes. | Breite des Kopfes. | Längen-Breiten-Index des Kopfes. | Umfang des Kopfes. | Gesichtshöhe. | Breite des Gesichts zwischen Jochbeinen. | Breite des Gesichts zwischen Kieferwinkeln. | Breite des Gesichts zwischen Tragi. | Breite des Gesichts zwischen Unterkiefer-Gelenkköpfen. | Gesichts-Index. | Kopfdiagonale. | Horizontaler Umfang des Kopfes. | Gesichtsumfang (senkrecht). | Scheitel bis Tragus (senkrecht). | Scheitel bis oberer Ohrgrenze (senkr.) | Mitte der Stirn bis Tragus (Bandmass). | Kinn bis Tragus (Bandmass). | Ausser. Augenwinkel bis Tragus (Bandmass). | Haargrenze bis Nasenwurzel. | Länge der Lidspalte. | Höhe der Lidspalte. | Intercanalarabstand. | Lidmittelpunkt bei der Augenwinkel. | Farbe der Iris. | Höhe des Ohres. | Ohrläppchen. | Länge der Nase. | Breite der Nase. | Höhe der Nase. | Untere Massgrenze des Rückens. | Höhe der Oberlippe. | Länge des Mundes. | Länge des Halses. | Sternaler Umfang | Brustdurchmesser, sagittal gemessen. | Brustdurchmesser, parasternal gemessen. | Brustdurchmesser, parasternal quer. | Brustdurchmesser, perimamillar quer. | Grösste Thorax-Länge. | Grösste Schulterbreite. | Unterer Rand der Schulterblätter. | Horizontaler Brustumfang in Mittellinie der Brust. | Athem-Excursion. | Lungen-Capacität. | Breite der Taille. | Umfang der Taille. | Jugulum bis Symphyse. | Länge der Wirbelsäule. | Nabelhöhe. | Abstand der Spinae anteriores superiores. | Abstand der Crista ilei. | Abstand der Trochanteren. | Conjugata externa. | Umfang des Beckens in Trochanterhöhe. | Umfang des Beckens über den Glutäi. | Länge des Armes. | Länge des Oberarmes. | Länge des Vorderarmes. | Länge der Hand. | Länge des Mittelgliedes. | Wirbelsäule Arm-Index. | Breite der Hand mit Daumen. | Breite der Hand ohne Daumen. | Umfang des Oberarmes. | Umfang des Vorderarmes. | Umfang der Faust. | Länge des Beines. | Länge des Unterschenkels. | Länge des Unterschenkels. | Ausss. Knöchel bis Boden. | Wirbelsäule Beins-Index. | Umfang des Unterschenkels. | Umfang des Knies. | Umfang der Wade. | Umfang oberhalb der Knöchel. | Umfang des Fusses. | Länge des Fusses. | Breite des Fusses. |
|---|---|---

KÖRPERMESSUNGEN AN JUNGENMÄNNERN (MEIST STUDENTEN)

Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.

ABSOLUTEMAASSE

| | Alter. | Gewicht in kg. | Grösse. | Spannweite. | Höhe des Kopfes. | Länge des Kopfes. | Breite des Kopfes. | Längenbreitenindex des Kopfes. | Umfang des Kopfes. | Gesichtshöhe. | Breite des Gesichts zwischen: Jochbeinen. | Schläfen. | Tragi. | Unterkieferwinkeln. | Gesichts-Index. | Kopfdiagonale. | Herzgrube-Umfang des Kopfes über Jochbeinen. | Gesichtsumfang (senkrecht). | Scheitel bis Tragus senkrecht. | Schnorr bis obere Haargrenze sagittal. | Mitte der Stirn bis Tragus (Bandm.) | Kinn bis Tragus (Bandm.) | Acromion-Aquivinkel bis Tragus (Bandm.) | Haargrenze bis Nasenwurzel. | Länge der Lidspalte. | Höhe der Lidspalte. | Interocularabstand. | Höhendifferenz beider Augenwinkel. | Farbe der Iris. | Höhe des Ohres. | Ohrläppchen. | Länge der Nase. | Breite der Nase. | Höhe der Nase. | Unters. Nasengrenze bis Kinn. | Höhe der Oberlippe. | Länge des Mundes. | Länge des Halses. | Kleinster Umfang des Halses. | Brustdurchmesser oberer gerader. | Brustdurchmesser grösster gerader. | Brustdurchmesser grösster querer. | Grösste Thorax-Länge. | Grösste Schulterbreite. | Hinterer kleiner Schulterbreitenbogen. | Umfang des Ist in ruhig gehaltenem Arm. | Athem-Excursion. | Lungen-Capacität. | Breite der Taille. | Umfang der Taille. | Umfang des Nabels bis Symphyse. | Jugulum bis Nabel. | Länge der Wirbelsäule. | Nabelhöhe. | Abstand der Spinae anteriores superiores. | Abstand der Crista ilei. | Abstand der Trochanteren | Conjugata externa. | Umfang des Beckens im Trochanterbile. | Umfang des Beckens über den Gesäss. | Länge des Armes. | Länge des Oberarmes. | Länge des Vorderarmes. | Länge der Hand. | Länge des Mittelfingers. | Breite der Hand mit Daumen. | Breite der Hand ohne Daumen. | Umfang des Oberarmes. | Umfang des Vorderarmes. | Umfang der Faust. | Länge des Beines. | Länge des Oberschenkels. | Länge des Unterschenkels. | Masse. Knöchel bis Boden. | Umfang des Oberschenkels. | Umfang des Knies | Umfang der Wade. | Umfang oberhalb der Knöchel. | Umfang des Fusses. | Länge des Fusses. | Breite des Fusses. |
|---|---|---

Baelz, die körperlichen Eigenschaften der Japaner. II. *Theil.*

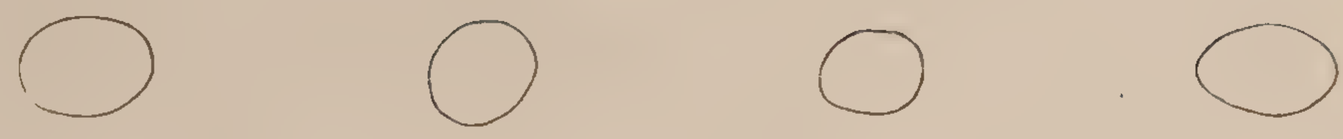
Kopfhaare. *(zu Seite 50)*

Japaner.

100/1

Europäer.

100/1



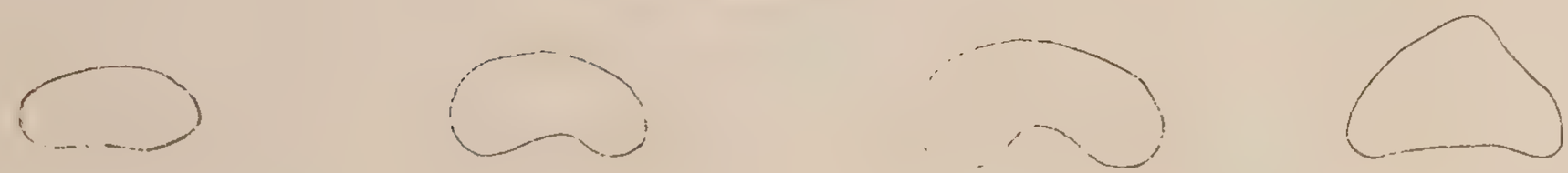
Barthaare. *(zu Seite 51)*

Japaner.

100/1

Europäer.

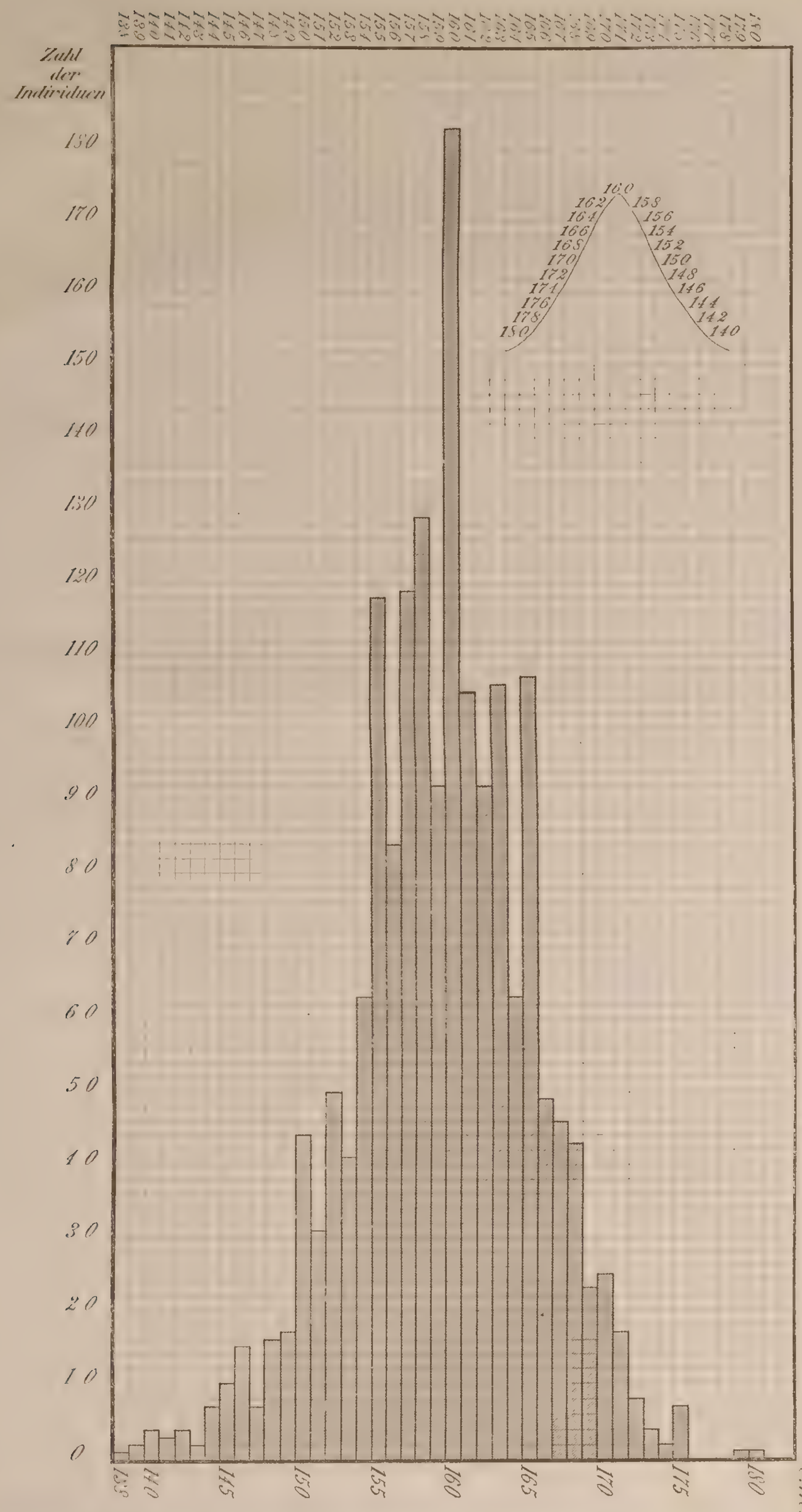
100/1



Tafel XVI.

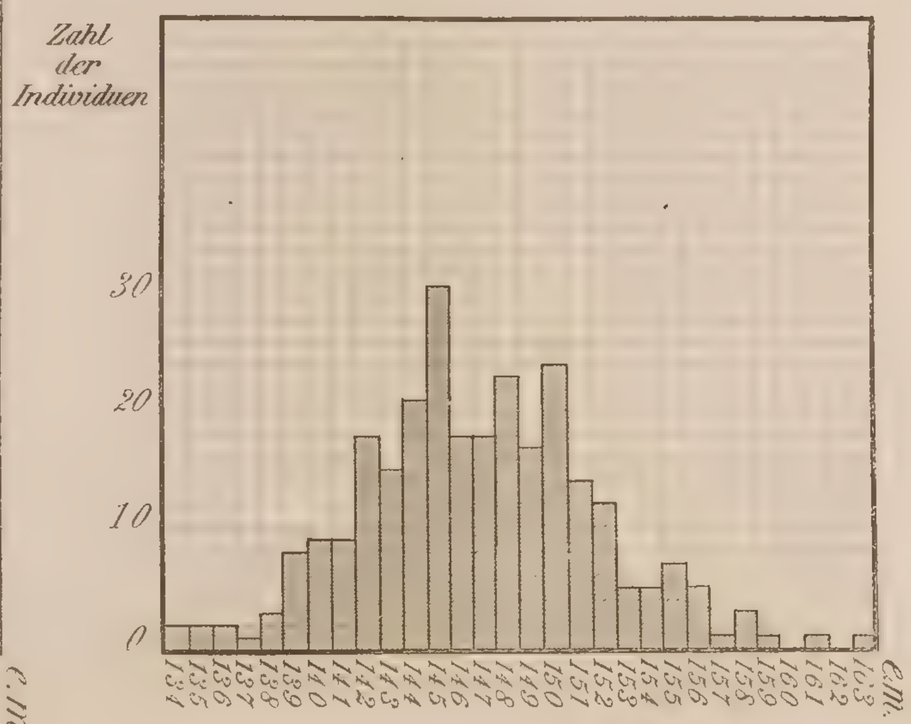
Baelz. die körperlichen Eigenschaften der Japaner. II. Theil.

Körpergrösse erwachsener Japaner.



Construirte binominale Curve nach Quetelet.

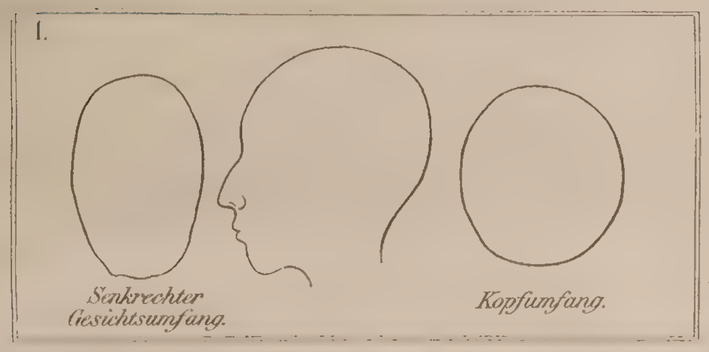
Körpergrösse japanischer Frauen.



Baelz, die körperlichen Eigenschaften der Japaner. II. Theil.

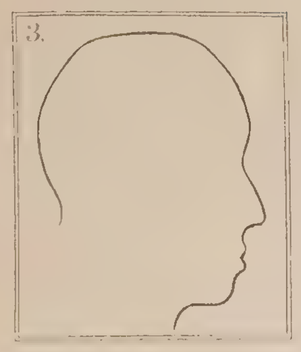
Männliche Typen.

19j. Mann, feiner Typus.

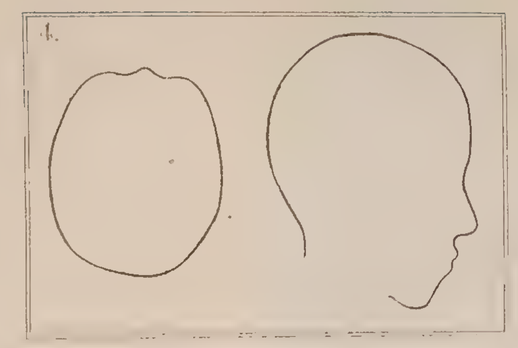


Student.

Feiner Typus.

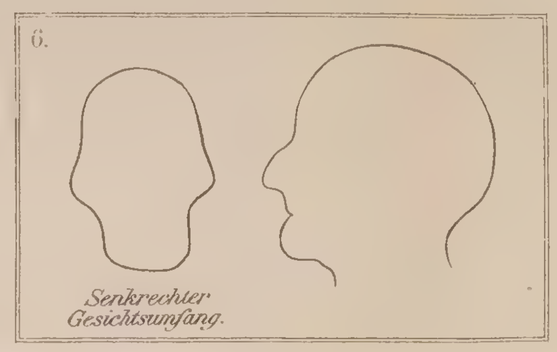


24j. Mann.

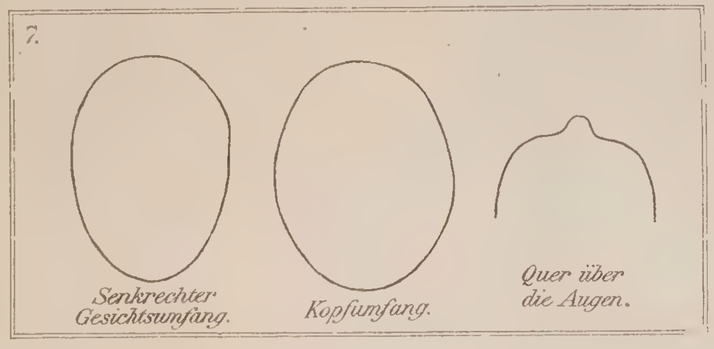


Student mit sehr langem Kopf und Gesicht.

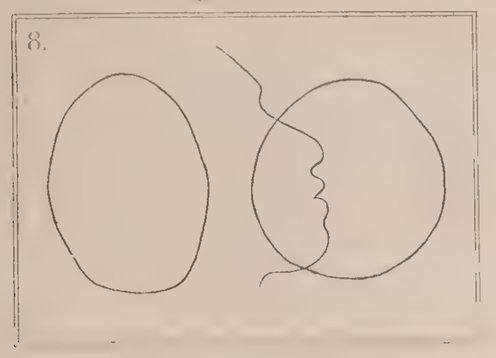
63j. Mann ohne Zähne.



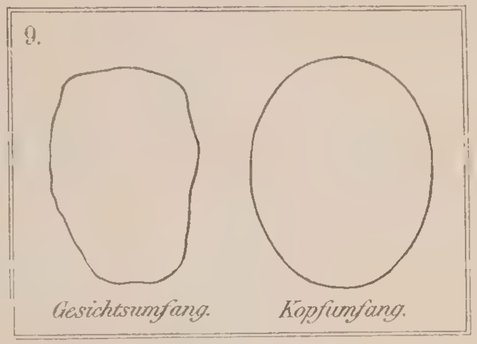
Feiner Typus, längliches Gesicht.



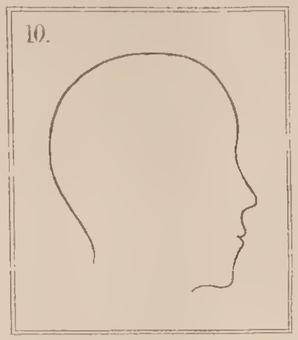
24j. Mann.



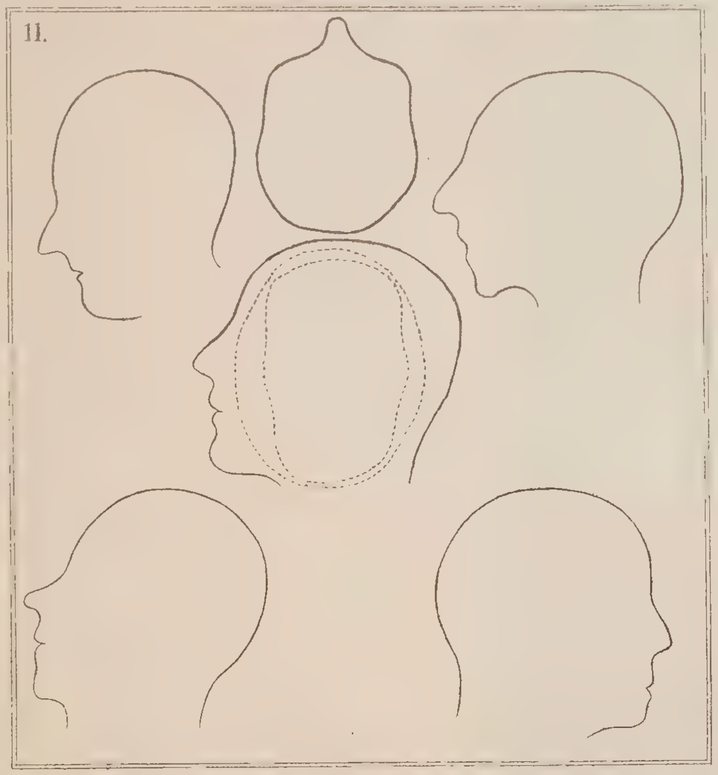
32j. Mann.



junger Arzt.

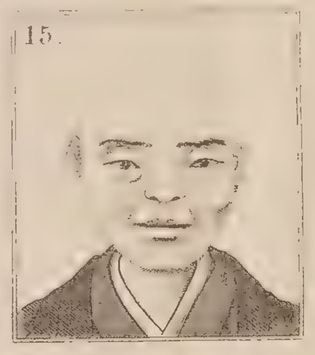


Europäische Köpfe.



Feiner Typus.

Niederer Typus.



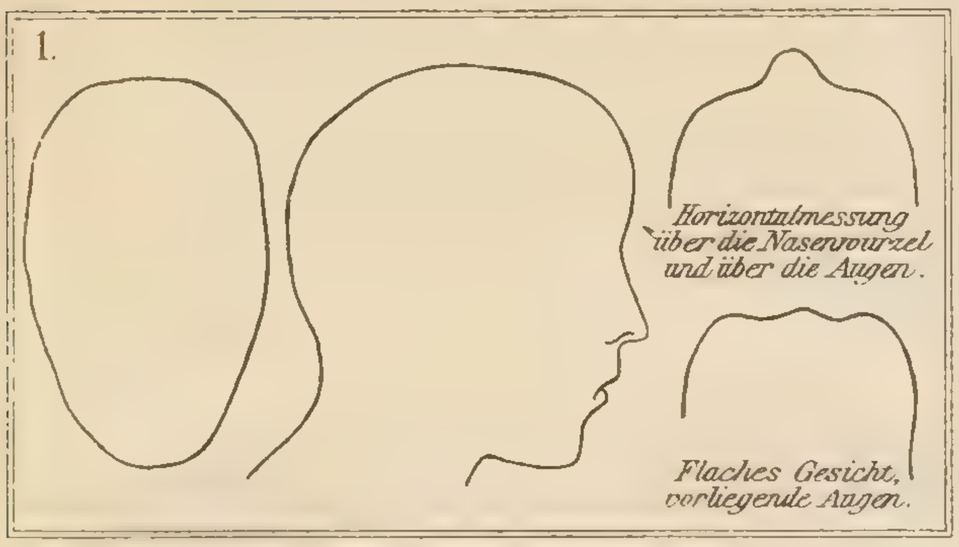
Tafel X

Baelz, die körperlichen Eigenschaften der Japaner. II. Theil.

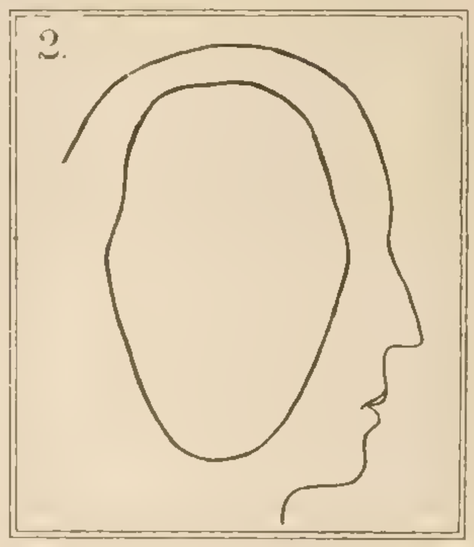
Weibliche Typen.

Feiner Typus.

1.



2.



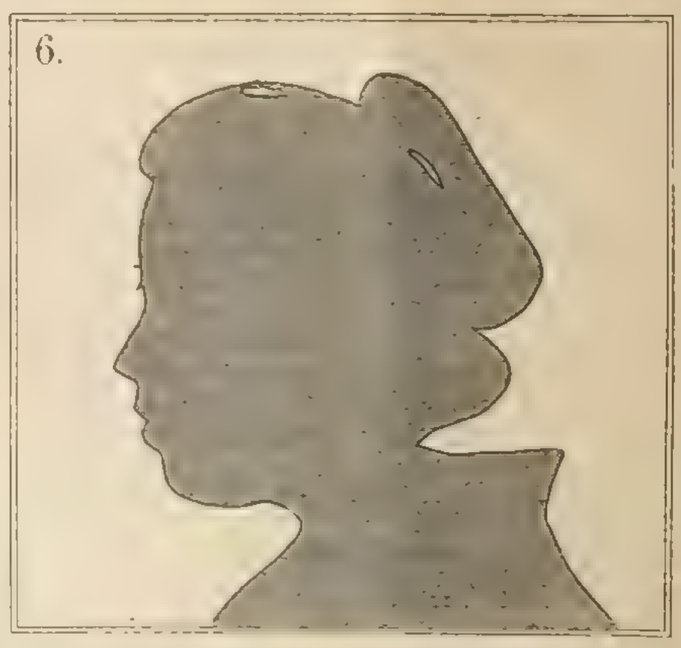
3.

Mittlerer Typus.

4.

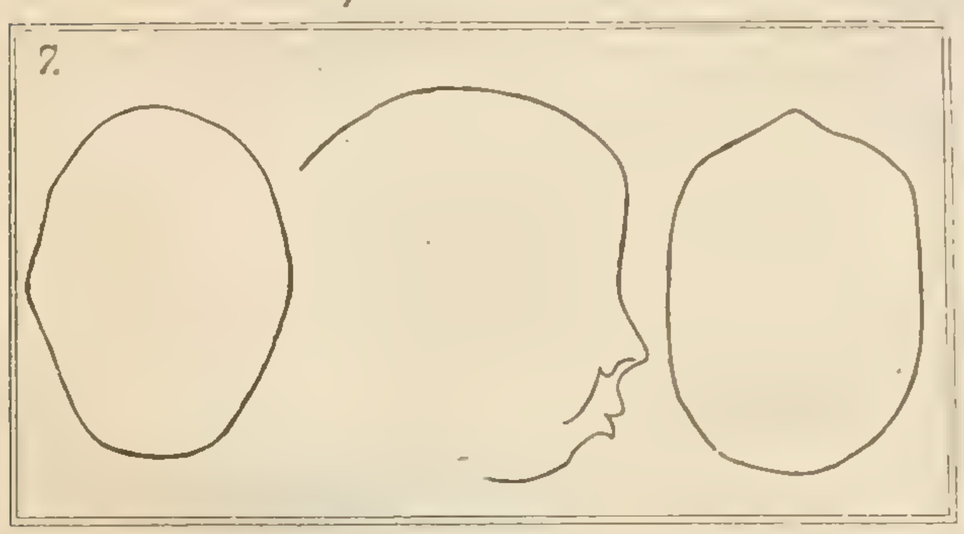
5.

6.



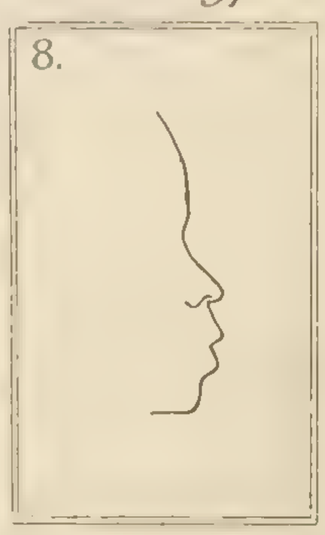
Scrophulöses Mädchen.

7.



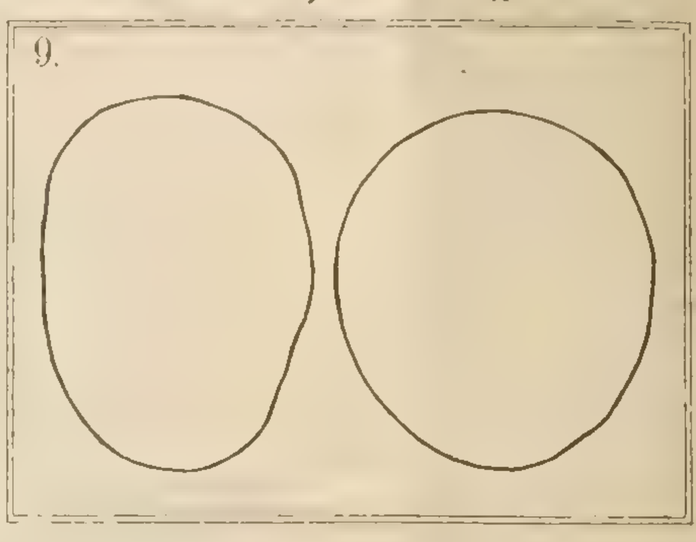
Niederer Typus.

8.



Dolichokephaler Kopf.

9.



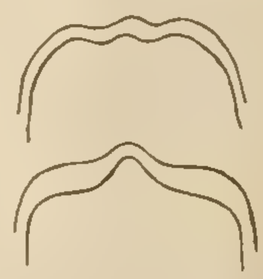
Niederer Typus.

10.

11.

12.

13.

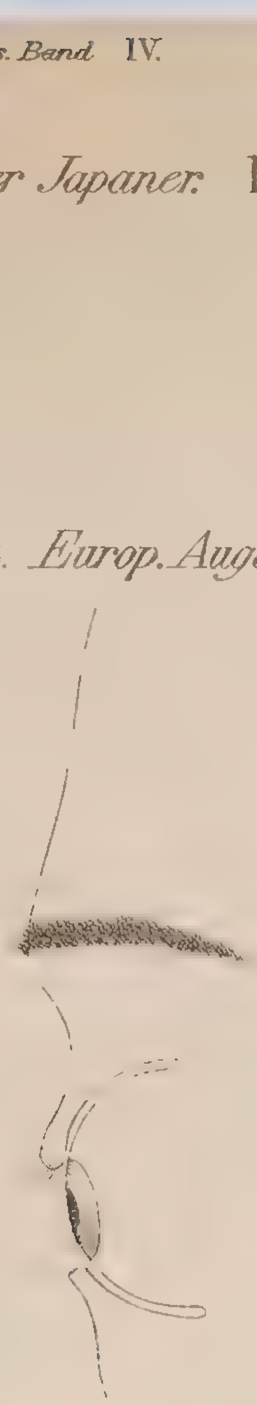


Flache Gesichter.
(*Fig.* 10-12.)

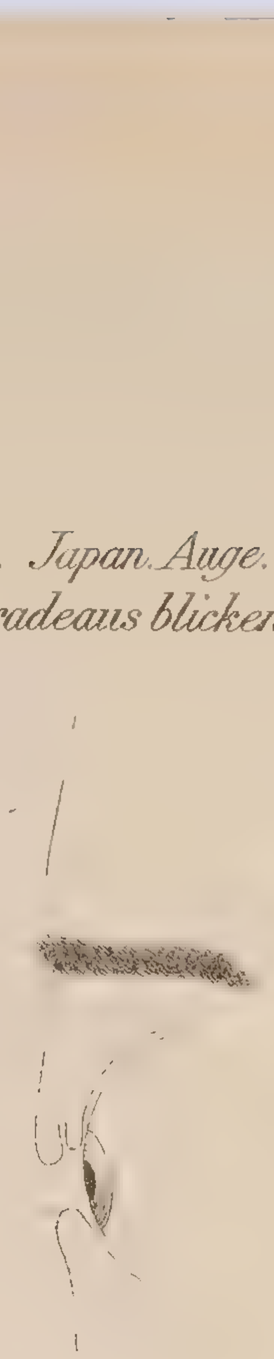
Baelz, die körperlichen Eigenschaften der Japaner. II. Theil.

1. Japan. Kindesauge.

2. Europ. Auge.



3. Japan. Auge. (geradeaus blickend.)



4. Japan. Auge. (abwärts blickend.)

5. Auge eines jungen Japaners.

6. Japan. Auge.

7.

Nach Bigot. (Album „Matu")

8.

Nach Bigot. (Album „Matu")

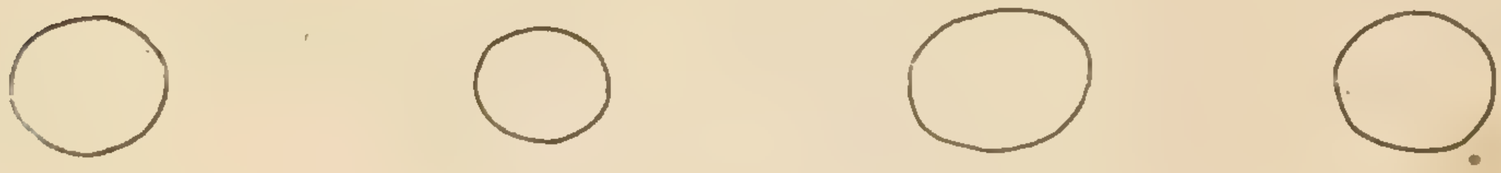
Tafel XV

Baelz, die körperlichen Eigenschaften der Japaner. II. Theil.

Kopfhaare. (zu Seite 50)

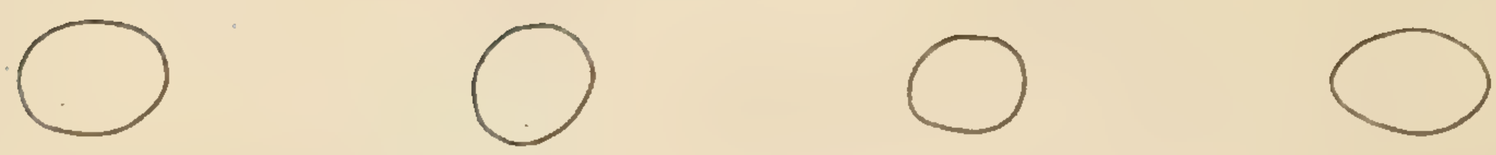
Japaner.

100/1



Europäer.

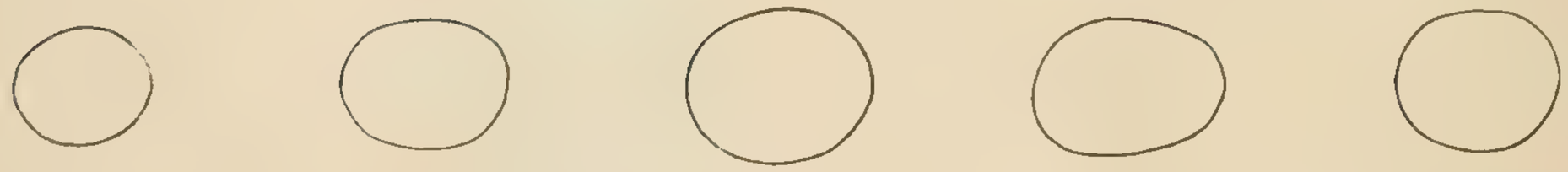
100/1



Barthaare. (zu Seite 51)

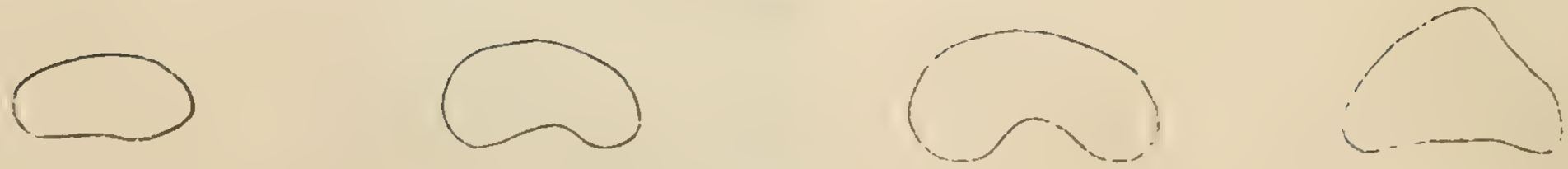
Japaner.

100/1



Europäer.

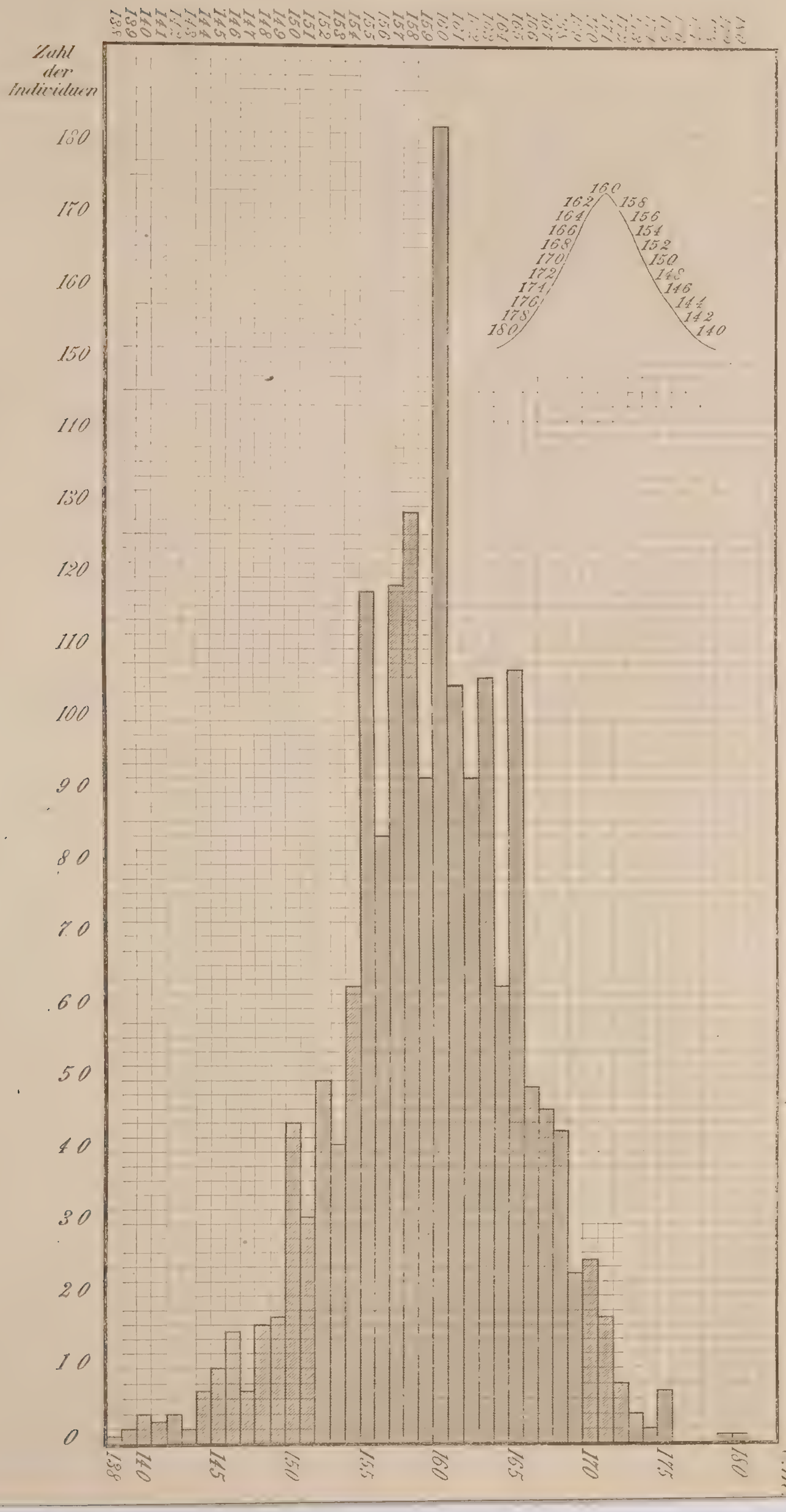
100/1



Tafel XVI.

Baelz. die körperlichen Eigenschaften der Japaner. II. Theil.

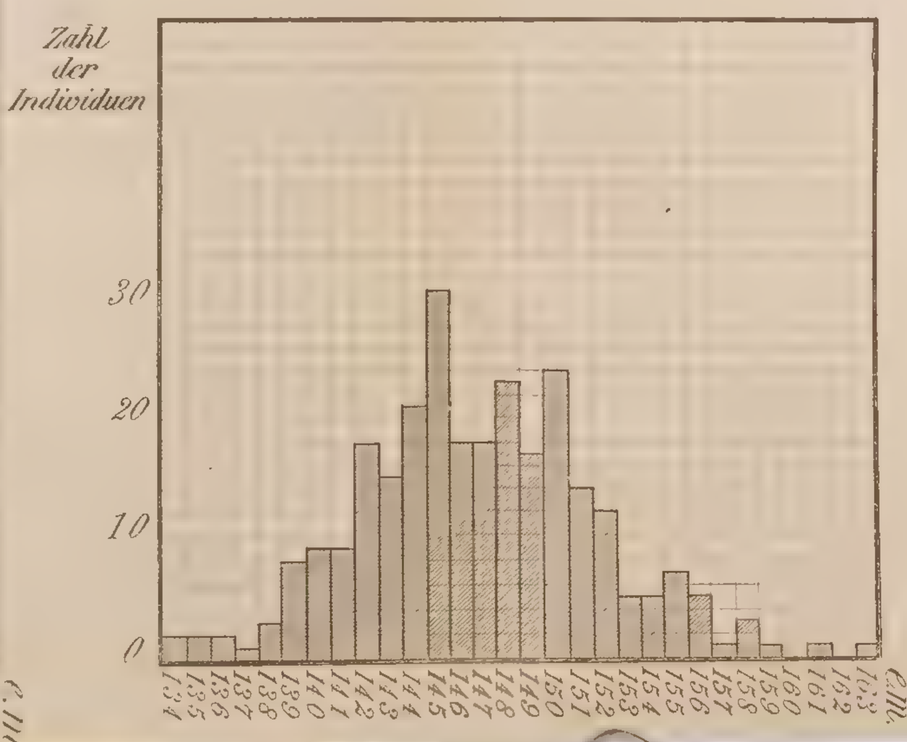
Körpergrösse erwachsener Japaner.



Construirte binominale Curve nach Quetelet.

160 162 164 166 168 170 172 174 176 178 180
158 156 154 152 150 148 146 144 142 140

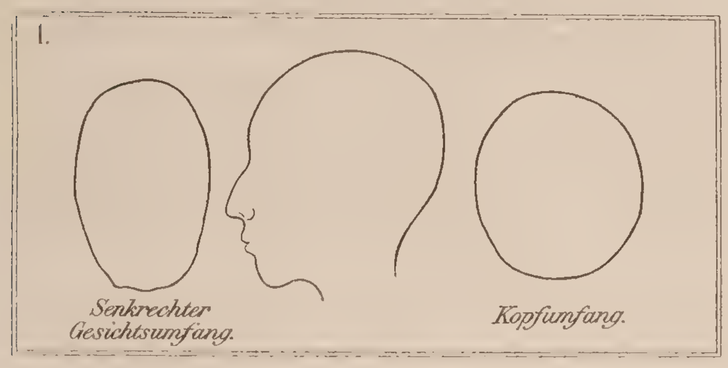
Körpergrösse japanischer Frauen.



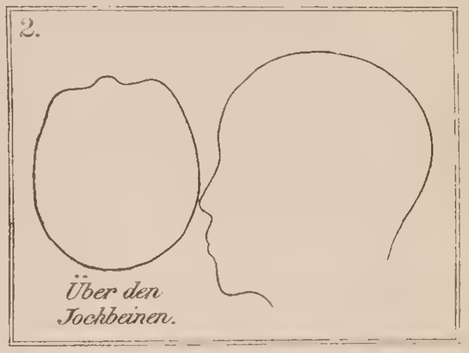
Baelz, die körperlichen Eigenschaften der Japaner. II. Theil.

Männliche Typen.

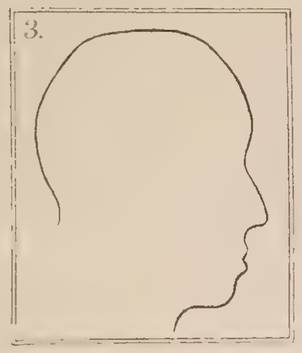
19j. Mann, feiner Typus.



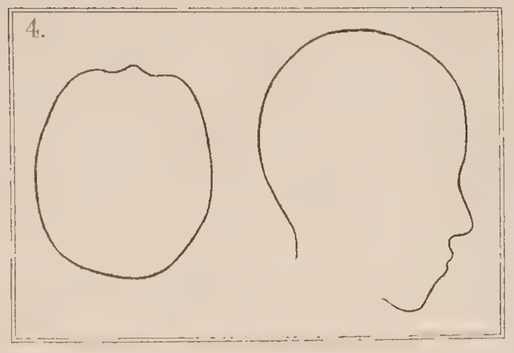
Student.



Feiner Typus.



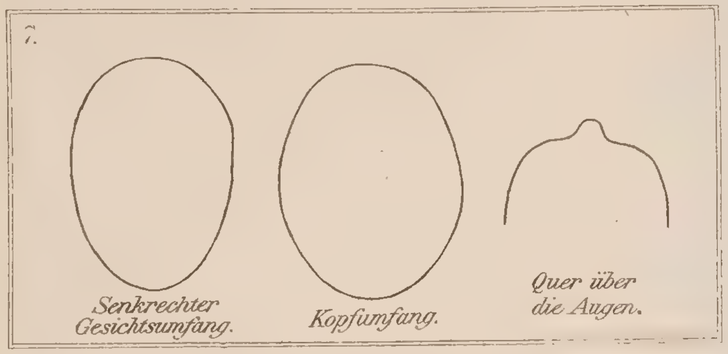
24j. Mann.



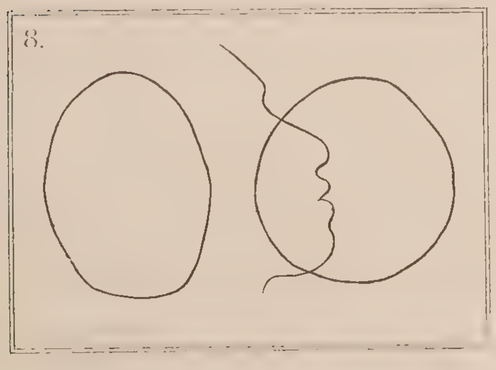
Student mit sehr langem Kopf und Gesicht.

63j. Mann ohne Zähne.

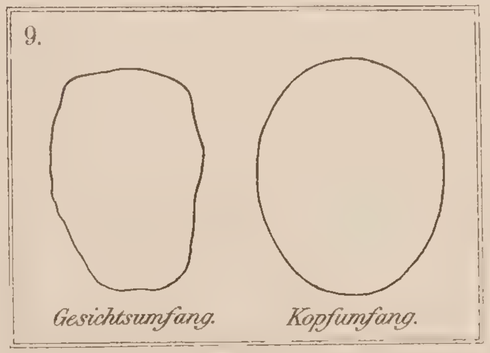
Feiner Typus, längliches Gesicht.



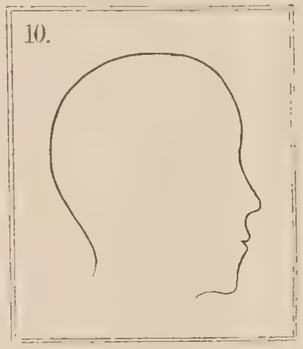
24j. Mann.



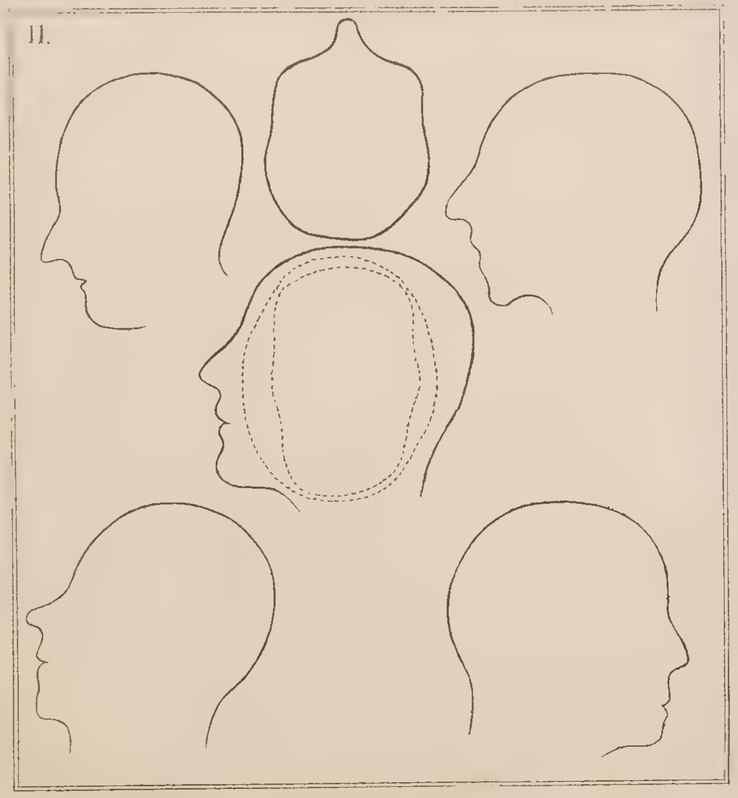
32j. Mann.



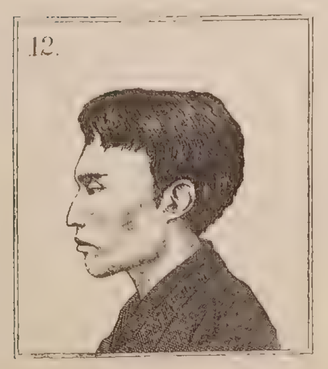
junger Arzt.



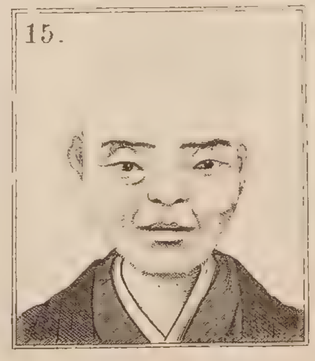
Europäische Köpfe.



Feiner Typus.



Niederer Typus.



XVIII Tafel XVIII

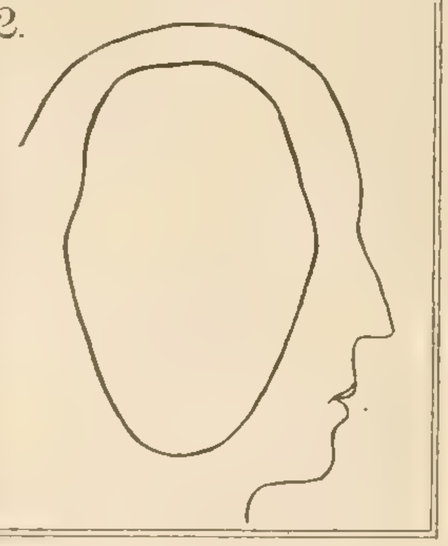
Baelz, die körperlichen Eigenschaften der Japaner. II. Theil.

Weibliche Typen.

Feiner Typus.

1.

2.

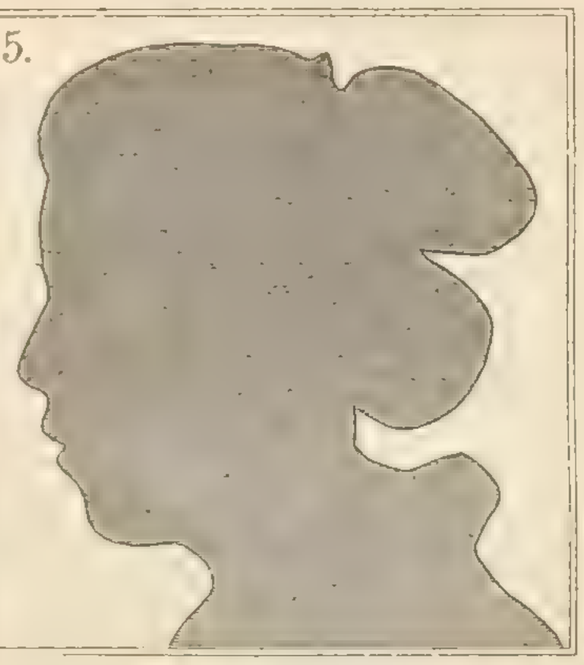


3.

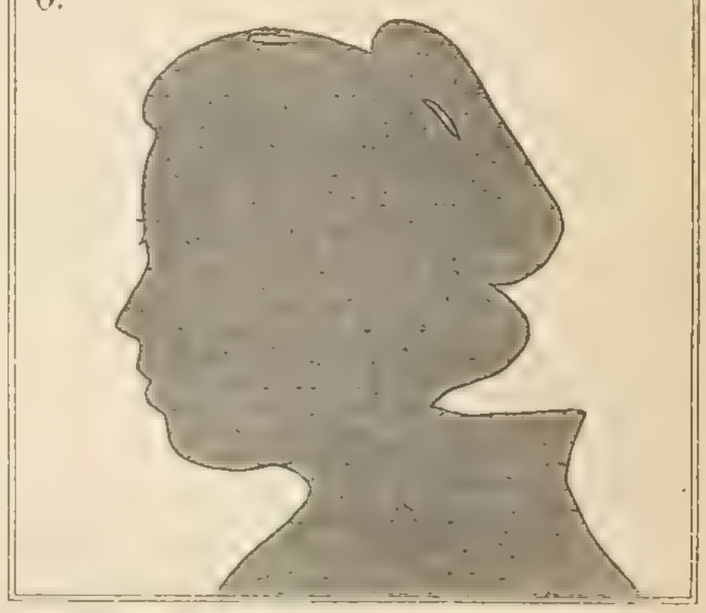
Mittlerer Typus.

4.

5.



6.



Scrophulöses Mädchen.

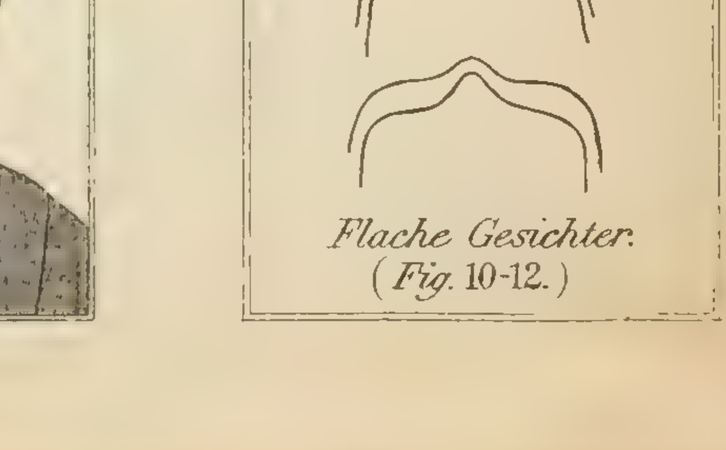
7.

Niederer Typus.

8.

Dolichokephaler Kopf.

9.



Niederer Typus.

10.

11.

12.

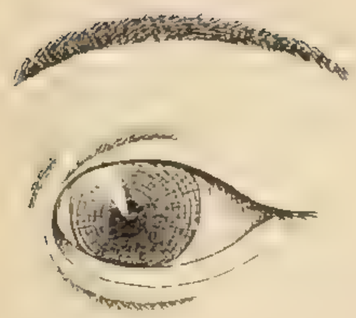
13.

Flache Gesichter.
(*Fig.* 10-12.)

XX

Baelz, die körperlichen Eigenschaften der Japaner. II. *Theil.*

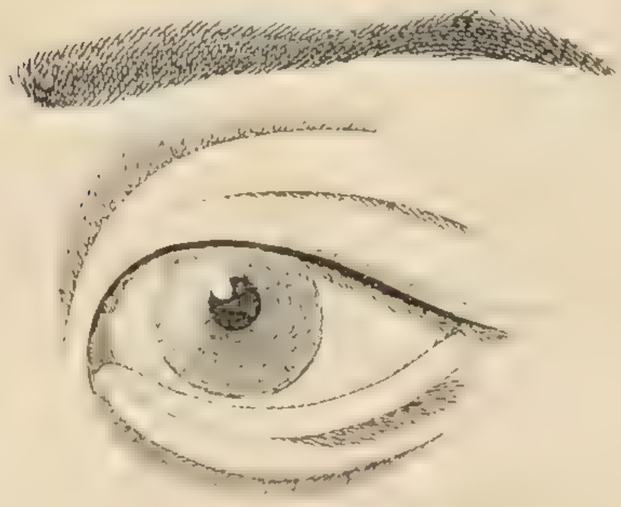
1. *Japan. Kindesauge.*



4. *Japan. Auge.*
(abwärts blickend.)

2. *Europ. Auge.*

5. *Auge eines jungen Japaners.*



3. *Japan. Auge.*
(geradeaus blickend.)

6. *Japan. Auge.*

7.

Nach Bigot.
(Album „Mata")

8.

Nach Bigot.
(Album „Mata")

E. Metzger
Buchbinderei
Karmeliterstr. 4

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bälz, Erwin <<von>>,

Die körperlichen Eigenschaften der Japaner Eine anthropologische Studie von Erwin Baelz. [Umschlagtitel.]

Bd.: 2

Yokohama 1883

4 Anthr. 68 y-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11470212-4